

NOVA ACTA



PARACELSICA

VIII. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

1957

EINSIEDELN

Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft



NOVA ACTA PARACELSICA

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN
VON DER
SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

VOL. VIII

1957

EINSIEDELN

Druck: Gebr. J. & K. Eberle, Einsiedeln

INHALT

Vorwort	7
I. Gesellschaftsbericht	
Jahresversammlungen vom 9./10. Oktober 1954 in Einsiedeln und vom 3. Juni 1956 in Zürich — Verleihung des Paracelsus-Ringes der Stadt Salzburg an Prof. Dr. Ildefons Betschart OSB	9
II. Paracelsica	
Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag (mit Porträt) von Dr. Richard Weber (Göttingen)	16
III. Vorträge und Aufsätze	
Prof. Dr. J. D. Achelis (Heidelberg): Paracelsische Therapie	25
Prof. Dr. W. Artelt (Frankfurt a. M.): Wandlungen des Paracelsusbildes in der Medizingeschichte	33
Prof. Dr. I. Betschart OSB (Einsiedeln/Salzburg): Paracelsus und die moderne Psychologie	39
Prof. Dr. D. Brinkmann (Zürich): Paracelsus und das anthropologische Problem der Uebertragung	44
Prof. Dr. P. Diepgen (Mainz): Paracelsus und das Problem der Frau	49
Prof. Dr. J. Kimmig (Hamburg): Paracelsus und die Lepra	55
Prof. Dr. W. Leibbrand (München): Was sind die «Unsichtbaren Krankheiten» des Paracelsus?	61
Hofrat Dr. G. Moro (Klagenfurt): Paracelsus als Chronist	66
Prof. Dr. W.-E. Peuckert (Göttingen): Paracelsische Zauberei	71
Prof. Dr. J. Steudel (Bonn): Paracelsisches Gut bei Goethe	95
Dr. R. Weber (Göttingen): Reformatio medicinae und die Heilkunst des Volkes	102
Dr. K.-H. Weimann (Marburg/Lahn): Einige Paracelsische Werke weniger. Untersuchungen zum überlieferten Bestand an echten Paracelsischen Werken	118
IV. Varia	
Prof. Dr. I. Betschart OSB: Ein neugefundenes Paracelsus-Porträt	126
Priv.-Doz. Dr. R. Blaser: Generalkonsul Basilio de Telepnef zum 70. Geburtstag (mit Porträt)	128
Dr. med. Dr. h. c. Edmund Müller (Beromünster) zum 60. Geburtstag	129

V. *Necrologia*

Priv.-Doz. Dr. R. <i>Blaser</i> : Burghard Breitner zum Gedächtnis	131
Prof. Dr. I. <i>Betschart</i> : Nationalrat und Oberstdivisionär	
Dr. med. Eugen Bircher, Aarau †	134
Prof. Dr. med. Heinrich Zangger, Zürich †	134
Prof. Dr. Fritz Medicus ETH †	135
Priv.-Doz. Dr. R. <i>Blaser</i> : Landrat i. R. Friedrich Ribstein †	136

VI. *Libri*

<i>Baumer</i> : Paracelsus / <i>Pächter</i> : Paracelsus / Festschrift <i>Peuckert</i> / <i>Vogt</i> : Paracelsus / <i>Thetzer</i> : Magnetismus / «Kärnt- ner Schriften» / <i>Paracelsus</i> : Sämtliche Werke. 2. Abteilung: Theologische Schriften	137
--	-----

VORWORT

Wenn der vorliegende Band der *Nova Acta Paracelsica* mit einiger Verspätung herauskommt, so liegt der Grund in mancherlei Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, bevor wir das Risiko wagen durften, das in jeder solchen Publikation liegt. Weit entfernt von jener oberflächlichen Form der Popularisierung, wie sie leider auch auf unser Arbeitsgebiet übergreift, und aller sektiererischen Betriebsamkeit, möchten die Veröffentlichungen der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft dazu beitragen, wesentliche Züge eines immer getreueren Bildes von Leben und Werk des großen Einsiedler Arztes, Naturphilosophen, Sozialethikers und Theologen zu vermitteln. Nur eine sorgfältige Quellenforschung, die sich immer wieder an den Texten selbst orientiert, auf waghalsige Spekulationen aber verzichtet, führt hier weiter. Naturgemäß wird das Interesse an solchen Studien auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von ernsthaften Paracelsusfreunden beschränkt bleiben. Wenn es trotz allem gelungen ist, auch diesmal wieder die notwendigen Mittel für die Drucklegung zu mobilisieren, so gebührt unser herzlicher Dank all jenen Gönnern und Mitgliedern, die ihre Sympathie in die Tat umgesetzt und den Autoren, die ihre Manuskripte kostenlos zur Verfügung gestellt haben. Vor allem aber möchte ich wieder die unermüdliche und selbstlose Tätigkeit unserer Basler Vorstandskollegen: Fräulein Helene Walter und Privatdozent Dr. Robert Blaser hervorheben, in deren sachkundigen Händen die Redaktion des neuen Bandes aufs beste aufgehoben war. Möge er erneut Zeugnis ablegen von dem ernsthaften Bemühen, entgegen allen Mißdeutungen und Fehlinterpretationen, das Vermächtnis des Paracelsus getreu zu überliefern und in seinem Geiste zu wirken. Es handelt sich für uns nicht nur um ein objektives Bild vom Leben und Werk des Paracelsus, sondern um jene lebendigen geistigen Impulse, die davon ausgehen und mithelfen können, die aktuellen Probleme unserer Gegenwart zu meistern.

Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft
Der Präsident: *Donald Brinkmann*

I. Gesellschaftsbericht

*Jahresversammlungen vom 9./10. Oktober 1954 in Einsiedeln
und vom 3. Juni 1956 in Zürich*

Den Auftakt zur Einsiedler Tagung vom 9. und 10. Oktober 1954 bildete eine unvergeßliche Fahrt zur Teufelsbrücke am Etzel. Der löbliche Bezirksrat von Einsiedeln vermittelte damit an diesem herrlichen Herbstsamstag manchem der zahlreichen Tagungsteilnehmer aus dem In- und Ausland erstmals die persönliche Bekanntschaft mit der historischen Geburtsstätte Hohenheims. Tief beeindruckt von diesem Erlebnis versammelten sich die Vertreter der Behörden mit den Paracelsus-Freunden im festlich geschmückten Fürstensaal des Benediktinerstiftes. Nach der Begrüßung durch den Stiftsdekan, den S. Gnaden den Fürstabt Dr. *Benno Gut* vertrat, eröffnete Prof. Dr. *Donald Brinkmann* die Tagung. Anschließend überbrachte Prof. Dr. med. *Burghard Breitner*, Präsident der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, die Grüße aus Salzburg. Die Eröffnungsfeier war von stimmungsvollen Gesangsvorträgen des Stiftschors (Leitung: Kapellmeister P. *Daniel Meier*) umrahmt.

Als erster Referent sprach sodann Prof. Dr. *P. Ildefons Betschart*, Einsiedeln/Salzburg, über den «Normalen Menschen am Beispiel des Paracelsus». Er ging davon aus, daß es zunächst gelte, den Begriff der Normalität auf seine Definierbarkeit zu beleuchten und manche unzulängliche Versuche abzutun: *Normalität* ist kein Durchschnittswert, kann nicht anhand tatsächlicher Gegebenheiten auf mehr oder weniger mathematische Weise errechnet werden; Normalität besteht auch nicht in der sozialen Anpassungsfähigkeit. Durch Verständigung kann man zwar bisweilen mehr erreichen für seine Zeit, aber nicht für die spätere Zeit; daß das Interesse für den jeder Anpassung abholden Paracelsus heute noch wach ist, ja eigentlich erst wach wird, ist schlagendster Beweis. Der Begriff der Normalität setzt eine Sollensnorm voraus; worin aber soll sie verankert sein — gibt es überhaupt eine Norm, ein Leitbild, das überschaubar ist? Wenn es vielfach nicht gefunden wird, liegt es an der Seinsverlorenheit, die nach Heideggers Worten das Unglück der Philosophie geworden ist. Seit Descartes hat sich das philosophische Interesse ins Subjektive verschoben, ins Bewußt-Sein. Wir müssen im Sein wieder das So-Sein sehen, aus dem dann auch wieder die Ansprüche an das Sollen erkannt werden können. — Und hier läge auch der Wesensgrund, von dem Paracelsus besonders in

den spätern Werken spricht; der Mensch soll «im Wesen stehen». Gegenüber dem gleichen Wesen der Menschen ist das Maß der Kräfte verschieden, je nach Erbanlage, Milieu usw. Für Paracelsus ist das *lumen naturale* ein Anteil vom übernatürlichen Lichte; *Gott* ist das absolute Sein im vollen Sinne des Wortes. So hat auch die Philosophie des schöpferischen Lebens ihren letzten Maßstab gefunden. Der Referent schloß seine Ausführungen, die von schönster philosophischer Begeisterung zeugten, mit der Aufmunterung ab, wir sollten uns von unserem Freund Paracelsus heranziehen lassen, damit wir unsere Aufgabe erfüllen, die in der *vita beata* liegt.

Zum gemeinsamen Nachtessen an tanzapfengeschmückter Tafel begab man sich ins Hotel Pfauen, wo gediegene musikalische Darbietungen eines vom Stifte ad hoc zusammengestellten Quartettes sowohl die einzelnen Gänge der Mahlzeiten, als auch die statutarischen Traktanden der Generalversammlung aufs angenehmste begleiteten. Der Vorstand wurde in seiner bisherigen Zusammensetzung bestätigt; Dr. *René Jaccard*, Genf, wurde zum Ehren-Vizepräsidenten ernannt und an seiner Stelle zum neuen Vizepräsidenten Priv.-Doz. Dr. *Robert Blaser*, Basel, gewählt, dessen Studie «Neue Erkenntnisse zur Basler Zeit des Paracelsus» Generalkonsul *Basilio de Telepnef* mit Worten herzlicher Freundschaft würdigte. Tischreden hielten im Laufe des gemütlichen Teils Hofrat Dr. *Gotbert Moro*, Klagenfurt, und Prof. Dr. *Walter Medweth*, Villach, die beide auf die enge Verbundenheit Kärntens zu seiner und zur schweizerischen Paracelsus-Tradition hingenwiesen.

Nach dem Gottesdienst brachte der Sonntagmorgen — wiederum im Fürstensaal — den zweiten Teil der wissenschaftlichen Sitzung. Der bekannte Volkskundler, Prof. Dr. *Will-Erich Peuckert* aus Göttingen, sprach über den «Zauberer Paracelsus»; sein Vortrag ist hier (Seite 71 ff.) in extenso wiedergegeben. Nach dem Mittagessen und der Vorstandssitzung im Hotel Sonne wurde den Mitgliedern und Gästen ein herrliches Orgelkonzert durch den Stiftsorganist *P. Joh. Baptist Bolliger* zuteil, worauf Dr. *P. Kuno Bugmann*, Professor an der Stiftsschule Einsiedeln, im Fürstensaal zum Thema «Paracelsus und die Antike» das Wort ergriff. Aufschlußreiche Parallelen wurden gezogen zwischen Hesiod und Archilochos einerseits und Paracelsus andererseits, und zwar sowohl was das äußere Geschehen betrifft als auch bezüglich ihrer inneren Haltung und ihrer Bedeutung für die Welt des Geistes. Die innere Haltung drückt sich in den Begriffen der Wahrheit, des Ursprungs und der Ganzheit aus, die sowohl Hesiods wie des Paracelsus Denken bestimmen. Außere Ähnlichkeiten bestehen für die beiden Griechen und Paracelsus darin, daß sie in einer Zeit lebten, die Dyna-

mit genug besaß, um Altes zu sprengen; wie Hesiod ist Paracelsus als Fremder in ein Hirtenland geboren worden. Wichtiger aber noch sind als wesentliche Elemente der Antike, die bei Paracelsus wiederkehren: das Ernstnehmen des Menschen, der Primat des Logos (das Sein entscheidet, nicht das Tun), das Aus-der-Natur-Gewachsenheit des Menschen. Das großartige Referat bildete mit den Ausführungen von Prof. Dr. I. Betschart ein harmonisches Ganzes.

Ein Höhepunkt der Tagung war die Kranzniederlegung am Paracelsus-Denkmal. Es bleibt noch zu erwähnen, daß der Stiftsarchivar *P. Rudolf Henggeler* eine interessante Paracelsus-Ausstellung aus den Beständen der Stiftsbibliothek zusammengestellt hatte und der Einsiedler Kunstmaler *Eugen Roth* Aquarelle und Zeichnungen aus der Heimat Hohenheims zeigte.

«Die Jahresversammlung bewies erneut», so konnte Präsident *Brinkmann* in seinem Schlußwort zusammenfassend sagen, «die Lebendigkeit der Paracelsus-Tradition in unserem Lande und die Aktualität seiner geistigen Hinterlassenschaft für unsere Zeit.»

Unserem trefflichen Sekretär, Dr. *P. Kuno Bugmann*, der die ganze Tagung vorbildlich organisiert hatte, gebührt für die Meisterleistung besonders herzlicher Dank. Leider mußte aus finanziellen Erwägungen — die Kosten des 7. Jahrbuches hatten die Gesellschaftskasse allzu stark belastet — die 55er Tagung auf 1956 verschoben werden.

Am 3. Juni 1956, nach einem Unterbruch von vier Jahren, tagte die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft wieder einmal in Zürich, wo sie im Zunfthaus zur Saffran, Limmatquai 54, ihre Jahresversammlung und ihre wissenschaftliche Sitzung abhielt. Anstelle des erkrankten Präsidenten, Prof. Dr. Donald *Brinkmann*, hielt der Vizepräsident, Priv.-Doz. Dr. Robert *Blaser*, der auch die Versammlung leitete, die Begrüßungsansprache. Mit herzlichem Dank für ihr persönliches Erscheinen begrüßte er:

Hochwürden Prof. Dr. Ildefons *Betschart*, als Delegierten des Vorstandes der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Salzburg;

Herrn Prof. Dr. Walter *Medweth*, Villach und

Herrn Hofrat Dr. Gotbert *Moro*, Direktor des Kärntner Landesmuseums in Klagenfurt — beide als Delegierte des neugegründeten Kärntner Paracelsus-Kreises;

Herrn Landrat i. R. Friedrich *Ribstein* aus Müllheim (Baden);

Herrn Dr. A. *Gubser*, Präsident des Aerzteverbandes des Bezirkes Zürich;

Herrn Prof. Dr. Linus *Birchler*, unseren Ehrenpräsidenten, den Initianten und Gründer der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft; ferner die Delegierten der Presse.

Auch zahlreiche Begrüßungsadressen konnten mit Dank entgegengenommen werden, so von

S. Gnaden Fürstabt Dr. Benno *Gut*, Einsiedeln;

S. Magnifizenz Prof. Dr. Hans *Fischer*, Rektor der Universität Zürich;

S. Spectabilität Prof. Dr. P. H. *Rossier*, Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich;

Herrn Dr. W. *Biber*, Präsident der Gesellschaft der Aerzte des Kantons Zürich;

Herrn Alt-Bürgermeister Jakob *Sereinigg*, Villach, dem derzeitigen Präsidenten des Kärntner Landtages;

vom Vorstand der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft in Salzburg;

von unseren vier Ehrenmitgliedern: Herrn Regierungsrat Dr. Peter

Zschokke, Vorsteher des Erziehungsdepartementes des Kantons

Basel-Stadt; Herrn Prof. Dr. Paul *Diepgen*, Direktor des medizin-

historischen Instituts der Johannes Gutenberg-Universität in

Mainz; Herrn Prof. Dr. Walter *Eichbrodt*, Basel und Herrn Dr.

Fritz *Husner*, Oberbibliothekar der Basler Universitätsbibliothek;

ferner von unserem Ehren-Vizepräsidenten, Herrn Dr. René *Jaccard* in Genf;

von Herrn Prof. Dr. Kurt *Goldammer*, Marburg a. d. Lahn, Präsident der Paracelsus-Kommission der Deutschen Akademien der Wissenschaften für die Herausgabe der theologischen und religionsphilosophischen Werke Hohenheims,

sowie von zahlreichen Paracelsus-Freunden, denen es leider nicht möglich war, an unserer Tagung teilzunehmen.

Dann führte der stellvertretende Vorsitzende u. a. aus: «Zürich als Tagungsort scheint für uns Paracelsus-Freunde geradezu prädestiniert. Einmal, weil es eng mit der Lebensgeschichte unseres Patrons verbunden ist. Unweit von hier führt die alte Pilgerstraße über den Eitzelpaß zum Stifte Einsiedeln an der Teufelsbrücke vorbei, wo Ende 1493 die Wiege Theophrasts von Hohenheim gestanden hat. Im Herbst 1527 erholte sich der 34jährige «*utriusque medicinae Doctor ac Professor*» von seinen Basler Strapazen unter der akademischen Jugend Zürichs bei unbeschwertem Pokulieren und Diskutieren. In seinem Briefe an die Zürcher Studenten vom 11. November heißt es u. a., daß er ‚mit viel Dankbarkeit an das so angenehme Zusammensein zurückdenke‘. Weniger freundlich blieb er allerdings dem kongenialen Zürcher Gelehrten Conrad Gesner in Erinnerung, der zwar 1545 in seiner «Bi-

bibliotheca universalis» erwähnt, daß Paracelsus dem Zürcher Stadtarzt Christoph Clauer eine Schrift gewidmet habe (nämlich das für die paracelsische Therapie grundlegende Basler Kolleg «De Gradibus, Compositionibus et Dosibus Receptorum ac Naturalium»); Gesners eigene Meinung über Paracelsus lautet aber ebenso voreilig wie kategorisch: „in Basel lehrte er meist in deutscher Sprache, vermutlich wegen seiner mangelhaften Uebung im Lateinischen. Er hat sich aber, wie ich höre, in nichts besonders ausgezeichnet und soll viel eher ein Betrüger gewesen sein...“ Interessanterweise findet sich aber ausgerechnet in Gesners Nachlaß eine von Sudhoff unberücksichtigt gebliebene Schülernachschrift des Basler «De Gradibus»-Kollegs, und zwar glückte die Entdeckung Prof. Dr. Bernhard Milt, dem verdienstvollen, vor wenigen Wochen verstorbenen Zürcher Medizinhistoriker, dessen wir auch an dieser Stelle ehrend gedenken wollen!

Der Zürcher Boden — ich wiederhole es: dies ist mit ein Grund, warum wir uns hier immer wieder zusammenfinden — hält also noch heute Ueberraschungen für den Paracelsus-Forscher bereit! Ein besonders schönes Beispiel dafür lieferte in jüngster Zeit S. Magnifizienz Professor Dr. Hans Fischer, der in seiner Zürcher Rektoratsrede über «Das Menschenbild im Lichte der Heilkunde» die Anthropologie des Paracelsus in den Mittelpunkt seiner außerordentlich fruchtbaren Ausführungen stellte.

Wir haben aber noch einen besonderen Grund, uns auf unseren heutigen Tagungsort zu besinnen: Ist doch Zürich die Heim- und Wirkungsstätte unseres lieben und verehrten Präsidenten Prof. Dr. Donald Brinkmann, der sich zur Zeit im Hirsländenspital von den Folgen eines kürzlich erlittenen schweren Unfalls erholt! Professor Brinkmann, den ich erst gestern in der Klinik besuchen konnte, weil der Patient noch dringend der Ruhe und absoluter Schonung bedarf, bat mich, die Jahresversammlung an seiner Stelle zu leiten und Ihnen allen, meine Damen und Herren, seine besten Grüße zu übermitteln.

Wie sehr ich es selbst bedaure, daß Sie mit dem Vizepräsidenten vorlieb nehmen müssen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Hatte ich doch in letzter Stunde das Torso einer Arbeit zu übernehmen, deren bester Teil schon von unserem Präsidenten vorbereitet war, andererseits aber auch in denkbar kürzester Zeit alle noch offenen Fragen — nicht zu sprechen von Unvorhergesehenem — möglichst programmgemäß zu erledigen. Die verehrte Mutter unseres Präsidenten, Frau L. Brinkmann-Möller, war mir dabei als Vermittlerin wertvoller Auskünfte eine große Hilfe. Ihr und unserer Fräulein Walter, die mir unermüdlich zur Seite stand, gebührt mein besonderer Dank. Und Sie, meine Damen und Herren, bitte ich von vornherein um Nachsicht,

wenn infolge der besonderen Umstände das eine oder andere Traktandum unserer Tagung unter meiner Regie nicht ganz so ausfallen sollte, wie Sie das von unserem rechtmäßigen Vorsitzenden gewöhnt sind!»

Anschließend ehrte der Vizepräsident die seit der letzten Versammlung verstorbenen Mitglieder der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft:

Apotheker Dr. Eduard *Wagner*, Arlesheim, im April 1955;

Prof. Dr. phil. Fritz *Medicus*, Zürich, im Januar 1956 und

Dr. med. Max *Arnold*, Tann-Rüti (Kanton Zürich), im Mai 1956

und sprach den im Anhang (S. 130 ff.) wiedergegebenen Nekrolog für Prof. Dr. Burghard *Breitner*, Innsbruck, den Präsidenten der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft.

Der erste Teil der Wissenschaftlichen Sitzung war einem Vortrag unseres Vorstandsmitgliedes Prof. Dr. Ildefons *Betschart* OSB, Einsiedeln/Salzburg, über «*Die Signaturenlehre des Paracelsus*» gewidmet. Die paracelsische Signaturenlehre ist vielen Mißverständnissen ausgeliefert und man kennt meist nur ihre allerschwächste Seite. Der äußerst fruchtbare Gedanke ist nur zu verstehen, wenn man ihn mitten in das große Entsprechungsgesetz von Makrokosmos und Mikrokosmos hineinstellt, in einen genial gesehenen Ordnungszusammenhang, dessen oberster Signator Gott, dessen untere Signatores aber der Mensch (freier Wille), der Archäus (die biologische Grunddeterminante = Seele) und die Gestirne (Erbanlagen) sind. So kamen alle Signata, das sind alle signierten Dinge, in eine Einheit der Vielheit und eine Vielheit in der Einheit, die keineswegs eine Alleinheit oder eine Allordnung ist. Die ganze Welt wird zur großen Physiognomie, zu einem gigantischen Ausdruck der Ordnung, die der «Künste-kennende» Mensch zu erfassen imstande ist. Die kleinen, unbedeutenden äußerlichen eventuell nicht ganz logischen Ausdrücke (gelbes Kraut für Gelbsucht) spielen eine geringe Rolle, aber das Forschungsprinzip ist und bleibt bedeutend, besonders im Hinblick auf ähnliche Erscheinungen z. B. in der tibetanischen Medizinphilosophie.

Anschließend an das gemeinsame Mittagessen im Zunftsaal wurde die Generalversammlung abgehalten, in deren Verlauf der Vorstand in seiner bisherigen Zusammensetzung bestätigt wurde:

Präsident: Prof. Dr. D. *Brinkmann*, Zürich

Vize-Präsident: P. D. Dr. R. *Blaser*, Basel

Sekretär und Kassier: Dr. P. K. *Bugmann* OSB, Einsiedeln

Beisitzer: Frau Dr. med. M. *Kaelin-Sulzer*, Schwyz

Prof. Dr. P. I. *Betschart* OSB, Einsiedeln/Salzburg

Dr. med. H. *Kilchherr*, Zürich

Nationalrat Dr. E. *Jaeckle*, Zürich

Generalkonsul B. *de Telepnef*, Bern/Luzern

Neu hinzugewählt wurden:

Dr. med. Dr. h. c. Edmund *Müller*, Beromünster
als Beisitzer und

Frl. Helene *Walter*, Reinach BL, als Aktuar.

Am Nachmittag las der Vizepräsident im zweiten Teil der Wissenschaftlichen Sitzung den Vortrag des leider unabhkömmlichen zweiten Referenten Dr. Richard Weber, Jülich (Rheinland): «*Reformatio medicinae und die Heilkunst des Volkes*» (vgl. Seite 102 ff.), dem ein Referat von Hofrat Dr. Gotbert Moro, Klagenfurt, über «*Die Kärntner Paracelsus-Feiern 1955*» (mit Lichtbildern) folgte. Mit einem Kurzbeitrag unseres unermüdlichen Vorstandsmitgliedes, Generalkonsul Basilio *de Telepnef*, über die Vieldeutigkeit des Wortes «Vappa» im Basler Pamphlet gegen Paracelsus und einem tiefempfundnen Abschiedswort des Initianten der Kärntner Paracelsus-Tradition, Prof. Dr. Walter *Medweth*, Villach, fand die Zürcher Tagung, die sich durch eine eindrucksvolle Zahl von Teilnehmern aus nah und fern sowie durch eine lebhaft und sympathische Atmosphäre auszeichnete, gegen 18 Uhr einen würdigen Abschluß.

*Verleihung des Paracelsus-Ringes der Stadt Salzburg an
Prof. Dr. Ildefons Betschart OSB, Einsiedeln/Salzburg*

In der Festsitzung des Salzburger Gemeinderates vom 26. Januar 1956 wurde Hochwürden Prof. Dr. Ildefons Betschart OSB, Einsiedler Landmann und Biograph Hohenheims, Ordinarius für Psychologie und Philosophiegeschichte sowie Direktor des Psychologischen Instituts an der Universität Salzburg der Paracelsus-Ring der Stadt Salzburg in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der philosophischen Wissenschaften und der Paracelsus-Forschung verliehen. Wir freuen uns darüber und gratulieren herzlich zu der wohlverdienten Ehrung!

Die Redaktion

II. PARACELSICA

Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag

Von Richard Weber, Göttingen

Man kann den Gelehrten, der in diesem Sommer (am 11. Mai 1955) sein 60. Lebensjahr vollendet, nicht in eine Kategorie einordnen; mag man ihn nun Philosophen oder Historiker nennen, mag man ihn schlicht als Universitätsprofessor bezeichnen oder in ihm nach den Daten seines Lebens einen Schulmeister, Geächterten, Dichter oder Waldlerbauern sehen — stets ist es ein Zu-Wenig, immer nur ein Teil, aber nie das ganze Wesen dieses Mannes.

Ich schicke das voraus, nicht, weil ich glaube, damit etwas Neues zu sagen, sondern gleichsam um meine folgenden Zeilen in den rechten Rahmen zurückzuverweisen, die dem «Paracelsusforscher Peuckert» gewidmet sein sollen. Aber indem ich diese Apologie niederschreibe, will es mir scheinen, als könnte sie zuletzt überflüssig werden, und als würde die Bezeichnung «Paracelsus-Forscher» keine eigentliche Einengung mehr bedeuten, wenngleich freilich zu seinem Forschungsgebiet mehr und vielerlei gehört.

Als Peuckert sich der Paracelsusforschung zuwandte, stand dieser Name noch nicht in solchem Licht und in solchem Ansehen, zu dem er in den letzten Jahren — und nicht zuletzt durch seine Forschungen — gekommen ist. Vielmehr wurde die allgemeine Ansicht noch stärker von Lehrmeinungen geprägt, wie sie etwa der Alchemiehistoriker Schmieder in seiner «Geschichte der Alchemie» vorgetragen hat: «Er ist der größte Marktschreier in der Geschichte der Arzneikunst und der Alchemie, wird also nicht ohne Grund oft der Große genannt. In der Jugend zog er als fahrender Schüler umher, stellte den Leuten die Nativität, citierte Geister, verschnitt Schweine, half Schätze graben und lehrte alchemistische Prozesse um ein Billiges.»¹

Es ist schwer zu sagen, ob der gelehrte Karl Christoph Schmieder, der ein gut Teil der alchemistischen Literatur kannte, jemals gefühlt hat, um was alles er sich betrog dadurch, daß er das Denken eines vergangenen Jahrhunderts an dem seines eigenen maß — daß er weltgeschichtliche Zensuren erteilte, weil er sich und sein Jahrhundert dazu für befähigt hielt. Aber keine Forschung, die historische so wenig wie irgend eine andere, kann zu endgültigen Ergebnissen gelangen. Sie mag sich ihrer Bedingnisse und Begrenzungen bewußt werden — daraus zu lösen vermag sie sich nicht. Denn in ihren Bedingnissen



Prof. Dr. Will-Erich Penckert

liegt ja nicht allein ihre Begrenzung, sondern auch ihre Möglichkeit und ihre Möglichkeiten. Immer muß alles neu, vom Anfang her ergriffen werden, und kein überkommenes Urteil, kein Vorurteil braucht uns zu hindern, die kühnsten Gedanken zu denken. Das 19. Jahrhundert, das eine ungeahnte Perfizierung technischer Mittel, und damit die Verwirklichung unwahrscheinlicher Wunschträume erlebt hatte, verfiel eben deswegen dem Glauben an einen stetigen «Fortschritt», an eine geradlinige Entwicklung zum objektiv Besseren, zum Richtigeren, ja zum Vollkommenen hin, statt diesen Fortschritt allein auf dem schmalen Gebiet technischer Fertigkeiten zu sehen. Es folgte daraus auch eine Geschichtsauffassung, die den Fortschritt wie einen roten Faden durch die Zeiten zu verfolgen sich mühte, und die deswegen alles das eliminierte, was nicht auf dem Wege zu dem gegenwärtigen, fortschrittlichen Zustande lag, und alle vergangenen Jahrhunderte hatten für diese Geschichtsbetrachtung nur als «Vorstufen» ihre Bedeutung.

Will-Erich Peuckert waren solche Gedanken fremd. Die Bescheidenheit des Menschen und des Forschers mochten es nicht zulassen, die Leistungen anderer — und das heißt ja nicht nur ihr Denken, sondern all ihr Sehnen und Hoffen, ihrer Herzen geheimste Gedanken und kühne Träume, die Erkenntnis, um derenwillen Faust seine Seele dem Teufel verschrieb, alles das, was denen vor ihm Lust oder Leid gewesen war, nur als eine Vorstufe zu seinem, seinem eigenen Denken anzusehen. Er ging als ein Schauender in eine geistige Welt, deren Glanz und Abglanz noch in den Sagen und Märchen seiner schlesischen Kinderheimat schimmerte, und so öffnete sich ihm der Blick in eine Zeit, die von der unsern noch nicht gar so fern, aber doch fast versunken war. Er wollte verstehen, was jene Männer suchten, die in ihrer Zeit von sich reden gemacht haben, mochte es nicht glauben, daß die dunklen Wendungen ihrer Rede stets nur Verhüllungen ihres Unwissens, Schwindelns und Betrugs gewesen sein sollten.

Was wollten die religiösen Sektierer? was die Alchemisten? was endlich wollten die Bauern, die sich in jenen Jahren zu Hauf rotteten und den Bundschuh zu ihrem Zeichen erhoben?

Was wollte dieses ganze, stürmische Jahrhundert, das einen Kopernikus und einen Luther und einen Paracelsus hervorgebracht hat? Peuckert fragte nach den Kräften, die diese Zeit formten; wie die Welt sich wandelt, wie ein Neues, bisher nicht Gewesenes heraufsteigt, alte Bindungen und lieb gewordene Gedanken zerbrechen, wie der Geist über die Menschen kommt und sie zwingt, ein Neues zu denken und ein Neues zu glauben, das sieht er und will es zeigen an eben Jenen, die der Geist am stärksten ergriff.

Wir wissen nicht, wie seine Begegnung mit Paracelsus war, dessen Leben in Glück und Leid so viel mit dem seinen gemein hat. Das Bauernbübel aus Schlesien mit dem, der «in Tannenzapfen erwachsen» ist, der junge Breslauer Privatdozent, den der Neid und die Mißgunst seiner Kollegen 1934 aus dem Amte jagt mit dem Baseler Professor der Medizin, der im Februar 1528 fluchtartig die Stadt verlassen muß.

Wir wissen nur: Gerade vier Jahrhunderte nach jenen stürmischen Jahren steht ein Mann in den Stürmen seiner Zeit, erleidet ein Schicksal, das dem andern nicht unähnlich ist, sieht in der aufzuckenden Helligkeit des Weltgewitters jenen Anderen vor sich und begreift ihn. «Denn eine Epoche, die seit vierhundert Jahren versunken schien, taucht heute, von Jahr zu Jahr sich greifbarer formend, aus dem geschichtlichen Dämmer auf, und ihre Züge gleichen täglich gewisser den Zügen unserer Zeit. Wie damals, so ist auch heute eine «Kultur» in Stücke gebrochen, und eine neue will sich formen; wie damals, so wird Europa heute in den Prozeß des neuen Werdens mit oder wider Willen hineingezogen; wie damals, so ist auch diese Geburt ein unter Blut und Mühen Neugebären; wie damals, so können auch heute die Willen der Menschen das Geschehende nicht bremsen oder unter-schlagen. Das bringt die Jahre Luthers und des großen Kaisers Karl, die Jahre der Paracelsus, Florian Geyer, Sachs und Dürer, die Jahre des Wormser Reichstages und der Wittenberger Händel uns so nahe. Wir leben Ähnliches durch, obwohl der Sturm ein anderer wurde, — doch er bricht wieder alles Dürre und macht den jungen Knospen Raum. Wir stehen am nämlichen Strom, nur seine Wellen sind nicht mehr dieselben.»²

Solche Verwandtschaft des Schicksals mag Peuckert manches erleichtert haben; denn das Erfühlen dieses einzigartigen Mannes steht ganz am Anfang seiner Forschungen. Im Jahre 1928 veröffentlichte er bei Diederichs in Jena ein Büchlein «Leben, Künste und Meinungen des viel beschriebenen Theophrastus von Hohenheim», gewissermaßen das posthume Volksbuch des Paracelsus. Es war das Gegenstück zum Volksbuch von Doktor Faust und deutete als solches bereits die Meinung an, die Peuckert später in der «Pansophie»³ zum Beweis verdichtete, nämlich daß Faust in seinem Wesentlichen Paracelsus heiße.

Das war das erste, was man so als Forschungsergebnis hinstellen kann; es ist nicht unwidersprochen geblieben, aber es wird wohl so sein: der Schwindler hat den Namen gegeben — der aber, der Adlersflügel an sich nahm, den Himmel und die Erde auszuforschen, bedurfte dazu keines Paktes mit dem Teufel, da er sich doch der göttlichen Erlaubnis sicher wußte, alle Weisheit dieser Welt zu erfahren und wenn sie noch in der Hölle verborgen läge. Der adelige Mann, der sich von

den Mächtigen der Welt nicht bengen ließ, verfährt herrisch und befehlend auch mit dem Teufel: «*dan wan wir könten lernen dem Teufel al sein kunst ab, so solten wirs tun, die kunst brauchen und den teufel lassen ligen.*»⁴

Daneben macht der Ansatz Peuckerts Bestreben deutlich: er will zeigen, wie sich die Dinge selbst darstellen, will uns den weitbeschreitenen Zauberer selbst gegenüberstellen, damit wir denn dabei auch erfahren, wie wir hier — und anderswo — mit den überkommenen Urteilen und Vorurteilen bedient sind.

Sein nächstes Paracelsusbuch, «Die Geheimnisse, ein Lesebuch aus seinen Schriften» fährt in diesem Bestreben fort. Als Motto dafür hat Peuckert ein Paracelsuswort ausgewählt, das ich hier einrücken möchte.

Die Welt ist Gottes Haus.

Wie sie nun geschaffen ist und geworden,

so ist zu wissen, daß sie nicht so hingeht

wie sie hergekommen ist. Sondern da werden bleiben

vom Menschen das Herz und von der Welt das Geblühe.

Daß es ihm um solches Bleibende ging, zeigt dieses ganze Buch. Behutsam führt er den Neuling, der die Sprache des 16. Jahrhunderts noch nicht zu lesen versteht, der durch das Ringen Paracelsi um sprachlichen Ausdruck, um eine deutsche philosophische Terminologie, die Wucht der Bilder und die Größe der Erkenntnisse noch nicht zu schauen vermag, schrittweise, allmählich, mit behutsamen Erläuterungen, in die geistige Welt des Hohenheimers ein. Der geborene Lehrer Peuckert läßt hier seinen Leser die Freude, die ganze Ueberwältigung des Forschens und Entdeckens erleben — sich und seine Führung immer verhaltend. Seine exakte Kenntnis der paracelsischen Schriften ließ ihn immer die schönsten Texte auswählen, immer jene, in denen es am deutlichsten, am ergreifendsten sichtbar wird, wie dieser adlige Mann, dieser landfahrende Arzt und Amtmann Gottes sich eine ganze neue Welt aufbaut, weil die alte ihm unter den Händen zerbricht, weil das mühsam gelernte Wissen der Hohen Schulen nichts mehr taugt und am Krankenbette versagt. Wie der Geist ihn treibt, Anderes, Neues zu denken.

Die Gedanken Theophrasts von Hohenheim haben auf die folgenden Zeiten eine tiefe Wirkung gehabt bis auf den heutigen Tag. Aber wir wissen wenig von den Quellen, aus denen sie gespeist wurden, wenig von den Anregungen, die er empfing, wenig von seinen Lehrern. In jungen Jahren schon scheint er einem Denken begegnet zu sein, das er

mit seltsamem Namen «Philosophia adepta» nennt, und das ihn sein ganzes Leben nicht mehr losgelassen hat — das ihm half einen Stand zu finden in der Fülle der Erscheinungen als er die Gelehrsamkeit der Hohen Schulen über Bord warf. «Von kintheit auf hab ich die ding getriben und von guten unterrichtern gelernet, die in der adepta philosophia die ergründesten warent und den Künsten mechtig nach gründeten. erstlich Wilhelmus von Hohenheim, meinen vatter, der mich nie verlassen hat, demnach und mit sampt im ein große zal, die nit wol zu nennen ist, mit sampt vilerlei geschriften der alten und der neuen von etlichem herkomen . . . auch so ist ein große erfarnus beschehen und ein lange zeit her durch vil alchimisten die in solchen künsten gesucht haben . . .»⁵

In einem Aufsatz in S. Fischers «Neuer Rundschau»⁶ von 1941 behandelte Peuckert speziell diesen Fragenkomplex der Philosophia adepta, weil sie einen Kristallisationspunkt des gesamten paracelsischen Denkens darstellt.

Daß eine Verbindung zwischen Alchemie und Adepterei — philosophia adepta — war, zeigte der eben angeführte Satz, wie denn der Sprachgebrauch der Alchemisten als Adepten denjenigen bezeichnete, der das Geheimnis der Metallverwandlung, das goldmachende Pulver, den berühmten Stein der Weisen gefunden hatte oder zu haben glaubte. Schon Schmieder schrieb ja, Paracelsus habe «alchemistische Prozesse um ein Billiges» gelehrt.

Peuckert ließ sich davon nicht abschrecken, verwarf nicht den Paracelsus, als er ihn mit den als Schwindlern verrufenen Alchemisten in Verbindung gebracht sah; im Gegenteil trat er nun in die Küchen der Alchemisten selbst. Und da es nicht seine Absicht war, zu «entlarven», da er in den geheimnisvollen Redewendungen der alchemistischen Sprache nicht nur die Verhüllung des uneingestanden Betrugesehen wollte, vermochte er tiefer in die Dinge hineinzusehen — und den Menschen ins Herz. Mißtrauisch gegen die Erklärungen eines allzu billigen Rationalismus, mochte Peuckert nicht glauben, daß Männer ihre Lebenskraft, ihre Arbeit und ihr ganzes Vermögen hingeworfen hätten, nur um des Goldes willen. Und wenn es gleich das Gold war, das sie alle suchten, so mußte es ihnen doch mehr gewesen sein als bloß ein ungeprägtes Münzmetall. Die geheimnisvollen Namen und Anweisungen, die seltsamen und mancherlei allegorischen und symbolisierenden Wendungen und Vorschriften, die von einer heutigen chemischen Formel so grund- und wesensverschieden sind, lehren uns zwar heute nicht die Kunst des Gold- und Silbermachens, aber sie lassen uns spüren, worum es den Alchemisten, oder doch wenigstens der Alchemie hohen Stils ging.

«Lapis noster est reclusus in ipso vast ut Christus in sepulchro»⁷ sagt Pseudo-Arnald, und er scheut sich nicht, die Transmutation der Metalle zur Auferstehung Christi in Beziehung zu setzen. Dieser Satz, der uns nur als eine geschmacklose Blasphemie erscheinen kann, zeigt zwar einerseits, welche Bedeutung die Alchemisten ihrem Tun beilegen, zeigt aber anderseits, daß ihnen die geistige und materialische Welt eine Einheit ist, unterschiedlich zwar im Reinheitsgrad der einzelnen Sphären, aber geordnet und gelenkt von gleichen geistigen Prinzipien, gemäß dem Satz der berühmten Tabula Smaragdina, daß das Obere gleich dem Unteren und das Untere gleich dem Oberen sei. Diese Vielschichtigkeit hat Paracelsi Philosophia adepta wohl von der Alchemie überkommen, wie sie denn die Tabula Smaragdina von ihr übernahm. Auch ihm sind die Bereiche dieser Welt Entsprechungen zugleich und Realisationen einer Welt der Kräfte, die er «firmamentisch» nennt, und deren Gesamtheit er als die Schöpferkraft Gottes versteht. Diese Kräfte sind das Eigentliche und Wirkende in jedem Ding, die solarische Unwandelbarkeit im Golde und das Heilende in jeder Arznei. «Zu wissen, was philosophia adepta sei, so merket am ersten ein solchen underricht, das alle irdischen corpora uber das, das sie von elementen haben, ein firmamentische kraft und tugent mit tragen. also wo ein elementisch corpus ist, da ist auch ein firmamentische eigenschaft. der nun weiß was firmamentisch ist im elementischen corpus, der ist philosophus adeptus.»⁸ Sie ist die Erkenntnis des inneren Wesens der Dinge und ermöglicht das wesentliche Einwirken auf die materialische Welt. Diesen firmamentischen Kräften ein geeignetes Medium zu bereiten ist die prinzipielle Aufgabe des Alchemisten, Magiers und Arztes. In der Praxis mögen sich die Handgriffe der Wissenschaften unterscheiden — im Gedanken und Prinzip aber sind sie eins. Denn: «das befilich ich der magia, die der alchimei philosophie ist.»⁹

Der Gebrauch des Wortes Magia hat Paracelsus viel üble Nachrede eingetragen; daß er gleichwohl kein «Zauberer» war, sich nicht mit dem Teufel oder bösen Geistern einließ, mag vielleicht schon aus dem oben angeführten Satz über den Teufel klar werden.

Daß einer aber zaubrische Praktiken üben konnte ohne deswegen sich der verbotenen Zauberei schuldig zu machen, führt Peuckert in seiner Pansophie aus: «Das ist Magie, wie sie der Hellenismus bereits in ähnlicher Art gekannt, für welche dann die neuplatonische Schule die geistigen Unterlagen klargestellt, und die in einer niemals unterbrochenen Kette bis in das 16. Jahrhundert reicht. Magie, und zwar Magia naturalis, wenn man allein natürliche Gesetze, allein die ‚Strahlungen‘ benützt; aber sogleich Magia illicita, wenn man die Kräfte als

Dämonen zu eben derselben Wirksamkeit erregt. Beide entsprossen aus demselben Grunde; beide nur in der Anschauung verschieden; die eine dumpfer, niederer, „mittelalterlicher“, anthropomorphem Schauen eng verbunden, — die andere: kühler, wissenschaftlicher, sich lösend von dem Zwange der Gestalt, erste natürliche ‚Gesetze‘ sich ertastend —.»¹⁰ Paracelsi Magie zählt zu dem, was man die «Philosophie der Werkstätten» genannt hat, und sie lebt samt seiner Alchemie und Medizin aus den Gedanken der Philosophia adepta.

Was aber diese Philosophia adepta selbst anlangt, die er uns definiert, und die wir schon in seinem Frühwerk nachweisen können, so wissen wir doch nicht, wie sie *vor* ihm aussah und in welchem Zustande sie auf ihn gekommen ist. War es bereits eine in sich geschlossene Lehre, ähnlich dem kunstvollen systematischen Gebäude, das er in einem Hauptwerk, der «Astronomia Magna oder Philosophia Sagax der großen und kleinen Welt» vor uns aufbaut, oder war es nur die Art zu denken, die Bereiche, die Entsprechungen, war es die Tabula Smaragdina oder die «sympathetischen Reihen» der Magier? Wir wissen allein, daß bei den uns greifbaren Alchemisten, bei den (Pseudo-) Arnald, Lull und Rupescissa noch keine Philosophia adepta ist; was sie besitzen, konnte dazu werden, aber es *mußte* nicht. Denn der Philosophia adepta ging es um Erkenntnis, den Alchemisten aber geht es um ein Rezept; wo jene sich anschickt, die ganze Welt in den Griff zu bekommen, begnügen diese sich damit, das dynamische Gesetz der Welt, die Formel: «Solve, congela!» des Pseudo-Lull¹¹ auf die metallische Sphäre anzuwenden. Philosophia adepta aber ist grade das Gegenteil eines Rezepts; sie ist, wie Peuckert sagt¹², ein Grübeln und Erkennen. Der Lebensinhalt und das Glück des Paracelsus.

Vieles fließt in den Jahren des Wanderns in sein Werk ein — das Wissen der Handwerksleute, der alten Weiber, der Scharfrichter und Teufelsbeschwörer, Stücke der Volksmedizin und des gelehrten Aberglaubens. In der Biographie von 1941, die gleichsam die Ergänzung des «Lesebuches» ist, führt Peuckert das im Einzelnen aus. Und ebenso wie die großen paracelsischen Gedanken weiterdringen, zu den Helmonts, zu Jakob Böhme, zu Goethe, so wird auch dieses volkstümliche Gut weitergereicht und trägt noch in der Entstellung den Stempel des Eremita aus Einsiedeln. Es gelangt in die zauberische Literatur, die Kunst- und Wunderbücher und die Schriften für den Hausvater. Peuckert hat im vergangenen Jahr eine der wohl weitestverbreiteten Zauberschriften untersucht, die sogenannten «Ägyptischen Geheimnisse des Albertus Magnus», die ihrerseits wieder den Büchern der obigen Art verpflichtet ist, und gerade an dieser Untersuchung kann man die Ausmaße der unterschichtigen Fortwirkung paracelsischer Gedanken

sehen. Peuckert zitiert aus des Michael Babst «Artzney-Kunst und Wunderbuch» einen Abschnitt über die zwei verschiedenen Arten von Kräften, welche die Kräuter und andere arzneiliche Materien in sich haben: «in deme etliche durch öffentliche und bekandte qualiteten unnd krefften: Etliche aber durch heimliche und verborgene proprietates und eigenschaften ihre wirkung sehen lassen und vollbringen»¹³. Unschwer läßt sich ersehen, daß hier die paracelsische Definition von der Philosophia adepta und ihren Fähigkeiten Pate gestanden hat, wie sie denn bei der ganzen Auseinandersetzung zwischen teuflischer und natürlicher Magie Pate steht. Man mag dies alles als Kuriositätenschau abtun; man möge aber nicht vergessen, daß die Gedanken, die uns in diesen Büchern begegnen, die großen Gedanken einer ganzen Kultur waren und wieder ihre Wurzeln in ältere Zeiten streckten. Und daß sie, noch im Ausblassen, teilhaben an dem Ursprung. Sie erscheinen uns als abstrus, bauernfängerisch, schwindelhaft, abergläubisch. Aber unsere Gedanken werden denen, die nach uns kommen, nicht anders erscheinen. Es liegt nichts daran, ob wir sie für richtig halten können — denn wo sie mit der äußersten Kraft des Geistes und der Seele gesucht wurden, da sind sie gleichwohl wahr und sie werden sich einreihen in den großen Ring der Gedanken, die seit Anbeginn gedacht worden sind und die wie ein konzentrischer Kranz um die letzte Wahrheit sich gruppieren — ihr gleich nah und gleich weit von ihr entfernt. Denn da werden bleiben vom Menschen das Herz und von der Erde das Geblühe.

Das Denken und Leben des Mannes aus Einsiedeln hat Will-Erich Peuckert nie mehr losgelassen. Sein jüngster Paracelsusaufsatz, der heuer in der Festschrift des Landes Kärnten erscheinen wird, beschäftigt sich wieder mit Biographischem, mit den Reisewegen des Hohenheimers in den Jahren nach 1531.

Aber nicht deswegen meinte ich zu Anfang, es sei die Bezeichnung «Paracelsusforscher» vielleicht keine Einengung für den vielseitig interessierten und bewanderten Gelehrten, auch nicht nur deshalb, weil er schauend in diese Welt eintreten durfte und sie uns erschloß, sondern weil ihm wie Jenem das Forschen und das Grübeln und die Wahrheit das Höchste sind, um das er alles aufs Spiel setzte.

Verfolgt und in der Verbannung schrieb er im November 1935 das Vorwort zu seiner «Pansophie», und die daraus entnommenen, folgenden Zeilen, vor denen man den Hut zieht, werden dies deutlicher machen als je meine Worte es könnten:

«Ich habe den Zeiten, die ich beschrieben, ein gut Teil meines Lebens gegeben. Es reut mich nicht. Ich habe gesehen, was wenige sonst gesehen haben; ich habe Faust und Weigel und Paracelsus und Böhme

gesehen, die großen Bewegter des deutschen Geistes; ich habe bei Astrologen gegessen und Alchymisten in ihrem Tun belauscht; ich habe Magia als Wahrheit gesehen. Ich durfte ergreifen, von dem ich hielt, daß es notwendig sei zu ergreifen; der Weg des Forschens lag frei vor mir; nicht stärker gebunden, als Paracelsus in seiner Magie gebunden war. Nur *ein* Gestirn stand leuchtend im Wege —; der Stern, der *ihm* sein Leben formierte: Alterius non sit, qui suus esse potest. Ich habe schöne Jahre verbracht. Ich will für die Jahre dankbar sein. Für diese Jahre — und für den Weg. Es ist der einzige Weg, der uns ziemt. Alterius non sit, qui suus esse potest.»

Anmerkungen

¹ K. Ch. Schmieder: Geschichte der Alchemie, Halle 1832. S. 265.

² W. E. Peuckert: Paracelsus, die Geheimnisse, ein Lesebuch aus seinen Schriften. Leipzig 1941. S. IX.

³ W. E. Peuckert: Pansophie. Stuttgart 1936.

⁴ Paracelsus: Von den unsichtbaren Krankheiten, fünftes Buch. In: Paracelsus, Sämtliche Werke, ed. K. Sudhoff, München und Berlin 1922 ff. Reihe I, Bd. 9, S. 337.

⁵ ebd. I, 10, 354.

⁶ W. E. Peuckert: Adepta Philosophia und Paracelsus. In: Die neue Rundschau, Sept. 1941. S. Fischer-Verlag, Berlin.

⁷ Arnald v. Villanova, zitiert bei Johannes Rupescissa im Liber Lucis in: Lazarus Zetzner: Theatrum Chemicum, Straßburg 1612. Bd. 3, S. 289.

⁸ Paracelsus, aa. O. I, 12, 97.

⁹ ebd. I, 1, 94.

¹⁰ Peuckert: Pansophie, S. 52.

¹¹ Raymundus Lullus: Praxis universalis magni operis. In: Zetzner: Theatrum Chemicum, III, 166.

¹² W. E. Peuckert: Adepta Philosophia und Paracelsus. a. a. O. S. 515.

¹³ W. E. Peuckert: Die ägyptischen Geheimnisse. In: «Arv», Tidskrift för Nordisk Folkminneforskning Uppsala 1954, Vol. 10, S. 61.

III. Vorträge und Aufsätze

PARACELSISCHE THERAPIE

Von Johann Daniel Achelis, Heidelberg

Vorbemerkung

Der folgende Vortrag über «Paracelsische Therapie» wurde im Winter 1954/55 im Rahmen einer Sendereihe «Paracelsus in unserer Zeit» auf Veranlassung des Oesterreichischen Rundfunks von Radio Salzburg gesendet.* Der breite Hörerkreis und die beschränkte Zeit machten es unmöglich, die theoretisch wichtigen Punkte hinreichend herauszuheben. Das kann jetzt beim Druck des Vortrages vielleicht noch nachgeholt werden. Zunächst sollte am Beispiel der Therapie das Verhältnis Theophrasts von Hohenheim zur Geschichte der Medizin erläutert werden. Er gebärdet sich ja häufig recht revolutionär. Die nähere Analyse zeigt dann aber, daß er doch voll in der Tradition der medizinischen Wissenschaft steht. Die Beziehung zwischen der überkommenen und der von ihm begründeten neuen Medizin könnte ähnlich angesehen werden wie die Beziehung zwischen Neuem und Altem Testament. Auch das Alte Testament wird ja nicht aufgehoben, sondern erfüllt. So bedeutet auch die paracelsische Medizin eine Erfüllung der Ansätze, die in der Antike schon vorhanden waren. Es ergibt sich so ein Stufenbau in der medizinischen Wissenschaft, in der jeweils der Nachkommende auf den Schultern seines Vorgängers steht. Hippokratische Diätetik, galenische Pharmazie und paracelsische Therapie sind derartige Stufen, die in der Entwicklung aufeinander folgen. Wenn man näher zusieht, finden sie sich auch in der ärztlichen Praxis der Gegenwart wieder — mit dem einen Unterschied, daß gegenwärtig nur ein sehr schmaler Bereich theoretisch erfaßt wird. Eine solche Stufenordnung der Therapie wie sie Paracelsus versuchte, könnte geradezu vorbildlich auch für die Gegenwart werden.

Erheblich schwieriger ist die Frage nach dem Charakter der spezifisch paracelsischen Therapie. Es kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß das eigentliche Anliegen Theophrasts von Hohenheim nicht die Naturheilkunde im modernen Sinn gewesen ist. Vielmehr betrachtet er es als eine neue Erkenntnis, daß man die Natur, die uns gegeben ist, auch chemisch verändern kann und soll. Die Chemie oder auch die Alchemie ist eine der

* Desgleichen die im folgenden wiedergegebenen Beiträge von W. Artelt, I. Betschart, P. Diepgen, J. Kimmig, W. Leibbrand, G. Moro und J. Steudel. Der Vortrag im selben Sendezyklus von Burghard Breitner erschien bereits im CIBA-Symposium 4, 128, 1956.

tragenden Säulen der paracelsischen Medizin. Das wird heute leicht übersehen, wenn man ihn für «natürliche Heilweisen» in Anspruch nimmt.

Die Grundlage der Arzneibereitung ist also der harte Zugriff in die Natur; die Arzneimittel werden im chemischen Verfahren bereitet. Der Mechanismus der Arzneiwirkung im kranken Organismus wird dann aber noch einmal nach ganz anderen, also nicht nach chemischen Anschauungen begriffen. Die Physiologie des Organismus und die Pharmakologie sind zwei grundsätzlich verschiedene Themen.

Wir konnten in dem Vortrag bereits andeuten, daß diesen pharmakodynamischen Ansätzen wohl magische Vorstellungen zugrunde liegen. Die Auflösung eines Steines etwa wird vom Arzt in effigie vollzogen, indem irgendeine organische Steinbildung wie etwa die Krebsaugen zur Auflösung gebracht werden. Die so entstandene Arznei vermag dann auch die Steine im kranken Organismus aufzulösen. — Die magische Grundhaltung in der Arzneitherapie berechtigt nun m. E. nicht dazu, die gesamte paracelsische Therapie als Aberglauben beiseite zu schieben. Vielmehr entsteht hier für den Medizinhistoriker das Problem, in welcher Weise sich der Uebergang von dieser magischen Grundanschauung zur modernen wissenschaftlichen Haltung vollzog. Ich glaube, daß man den Nachweis führen kann, daß unsere gesamte moderne Wissenschaft ohne diese magischen Vorläufer nicht zu denken ist. Doch müßte das an besonderer Stelle bewiesen werden.

Vor mir liegen in einer alten Ausgabe von 1603 die gesammelten Werke Theophrasts v. Hohenheim, genannt Paracelsus, die der Arzt Johannes Huser einige Jahrzehnte nach Hohenheims Tode zusammengestellt hat. Da finden sich die verschiedensten medizinischen und naturphilosophischen Schriften. Mehrere Bände sind außerdem von recht seltsamen Darlegungen gefüllt, die zunächst schwer verständlich sind, weil sie, auf den ersten Blick wenigstens, als astrologisch-magisches Schrifttum imponieren.

Dem getreuen Huser ist es sicher nicht gelungen, zu einer kritischen Gesamtausgabe im modernen Sinne zu kommen. Nicht alles ist echt paracelsisch, was er in die Ausgabe aufgenommen hat. Vieles — wie die ganzen umfangreichen theologischen Schriften — sind ihm entgangen. Aber wir können doch aus dieser ersten Gesamtausgabe mit Sicherheit entnehmen, was ein Paracelsist im ausgehenden 16. Jahrhundert als paracelsische Medizin ansah.

Im 5. Bande finden sich da nun einige *Consilia medica*, ärztliche Ratschläge, die Paracelsus wohl auf briefliche Anfragen an verschiedene Kranken gegeben hat. Hier werden wir ein recht anschauliches Material zu unserem Thema, der paracelsischen Krankenbehandlung, finden können und wir werden uns erst danach einem theoretischen Buch, der sogenannten Kärntner Schrift über die Steinkrankheiten, zuwenden, die auch mancherlei therapeutische Hinweise enthält.

Offenbar ist seine Praxis recht ausgedehnt. Voran steht der berühmte Humanist Erasmus von Rotterdam. Es folgen Stadtschreiber, Obristen, Patres und einfache Leute wie die Jungfrau Anna. Sie werden alle recht persönlich angesprochen: der gelehrte Erasmus bekommt eine theoretisch gehaltene Abhandlung in lateinischer Sprache, mit den andern spricht er gut Deutsch und ganz praktisch. Aber es fällt auf, daß Paracelsus sich eigentlich in keinem Falle auf die Uebersendung eines Rezeptes oder einer Medizin beschränkt (mit Gebrauchsanweisung: dreimal täglich einen Löffel nach dem Essen zu nehmen), sondern daß seine Behandlung sehr viel breiter ansetzt. So schreibt er etwa an Johann von Leipnitz: «Sich hätt gebührt, daß ich Euer Gnaden hätt gesehen essen und trinken!» Dann hätte er nämlich gleich das Wichtigste über die «Komplexion, weis, art und eigenschaft» des Patienten erfahren. Aber er glaubt doch zu wissen, daß der Patient als Kind zart gewesen und mit zu grober Speise ernährt, daß er zu früh geheiratet habe, ehe er ganz erstarkt war (der Mann soll nach Paracelsus Meinung vor dem 24. Lebensjahr nicht heiraten). Auch mit Schlafen, Essen und Trinken hat er es recht unordentlich gehalten.

So bekommt denn dieser etwas zarte nervöse Patient, den wir uns gut vorstellen können, zunächst einmal genaue Vorschriften über seine Lebensführung: Abends um 9 ins Bett, früh um 6 wieder heraus und keinen Mittagsschlaf! Viel körperliche Bewegung wie spazieren, reiten und fahren. Die Zeiten für die Mahlzeiten werden genau festgelegt, Rindfleisch und Wassergeflügel sind verboten, Fische und Krebse nur mit Vorsicht zu genießen. Anderes Fleisch, vor allem das von jungen Tieren, ist erlaubt. Von den Gewürzen dürfen Safran, Zimmt und Muskatblüte genommen werden und es soll kräftig gesalzen werden. Dazu kommt dann ein leichter aber nicht zu junger roter oder weißer Wein. Wie man sieht ist an alles gedacht.

Dazu kommen dann — übrigens auch in den anderen Consilien — Vorschriften über Bäder: Alle vierzehn Tage ein Schwitzbad mit kalter Abwaschung. Und zu genau festgelegten Terminen Schröpfen und Aderlassen. Anderen Kranken werden Bäder in Kamillen- und Salbeiabkochungen empfohlen.

Die Auswahl der richtigen Diät erfolgt nun bei den verschiedenen Kranken keineswegs schematisch, etwa so, daß Fleisch verboten und Milch und Eier erlaubt würden, sondern die Diät wird jedem Einzelfall angepaßt. Das gleiche gilt für die Verteilung von Ruhe und körperlicher Bewegung. Was für den einen Patienten richtig ist, kann dem anderen gefährlich werden. Der Ausgangspunkt ist immer die Konstitution, das Temperament des Kranken, dem die einzelnen Maßnahmen angepaßt werden.

Das ist im Ganzen gesehen, eine Lehre vom gesunden Leben, eine Hygiene, wenn Sie so wollen, die in vielem an die Naturheilkunde unserer Tage erinnert. Der Medizinhistoriker kann hier noch daran erinnern, daß das, was wir etwa in dem Konsilium für Johann von Leibnitz finden, der Inhalt der griechischen Medizin ist, die auch Paracelsus in den Hippokratischen Schriften studiert hatte. Die für alle Uebungen des Leibes begeisterten Griechen führten auch ihre Krankenbehandlung, wenn man so will, nach Art eines sportlichen Trainings durch. Ihre Gymnasten waren häufig Aerzte und ihre Aerzte Gymnasten. Ein moderner Trainer eines Sportvereins würde wohl (allerdings nicht mit der gleichen Sachkenntnis) die gleichen Themen mit seiner Mannschaft behandeln: Essen und Trinken, Schlafen und Heiraten, Baden, — nur der Aderlaß ist heute aus der Uebung gekommen.

Damit ist ein bestimmter Stil der Medizin bezeichnet. Man könnte von einer im weiteren Sinne diätetischen Medizin sprechen, die hier auch bei Paracelsus zugrunde liegt. Aber er ist deshalb doch kein Naturheilkundiger, wie wir das heute verstehen, der sich etwa auf Badekuren und Diät beschränkte.

Seine Patienten bekommen außer dem «regimen» auch Arzneien zur Stärkung, — etwa einen Kräuterwein, den er ihnen bereitet hat, oder auch Tabletten, die regelmäßig zu nehmen sind.

Für einen solchen Kräuterwein werden verschiedene auch uns noch gut bekannte Heil- und Gewürzkräuter in ein Tuch gebunden und in den Wein gehängt. Gewürznelken, Angelica, Pimpernelle, Diptam, Zimmtrinde, Krammetsbeeren, Veronika, Helleborus niger, Baldrian, Iriswurzel werden da etwa verwendet. Sehr gut wird das nicht geschmeckt haben. Aber man sieht schon, daß ganz im Gegensatz zu der Medizin der Griechen der Arzneischatz recht groß ist. Verwendet werden meist alkoholische oder wässrige Extrakte, bisweilen aber auch die ganze Droge.

Solche Zubereitungen von Heilkräutern und Drogen bezeichnet man auch heute noch als galenisch, in Erinnerung an den römischen Arzt Galen, dem wir die erste systematische Ordnung der Heilmittel verdanken. Viele von diesen Arzneien leben auch heute noch als gute Hausmittel weiter und so wird Ihnen die eine oder die andere der genannten Pflanzen ganz gut vertraut sein. Auf dem Markte in Klagenfurt haben wir in diesen Tagen bei den Kräuterfrauen noch mehrere Pflanzen gefunden, die bei uns in Deutschland nicht mehr bekannt sind. Man soll nicht gering von diesen Heilmitteln denken. Sie können schweiß- und harntreiben, können den Husten lindern, Schleim lösen, abführen und beruhigen, — vielleicht auch wie Para-

celsus in den Konsilien meint, den Magen und das Hirn stärken und Krankheiten verhüten.

So wäre also Paracelsus nicht nur ein hippokratischer Diätetiker, sondern auch ein galenischer Pharmazeut, der die Heilkräuter kennt und sie zu verwenden weiß. Wenn heute von paracelsischer Medizin gesprochen wird, — es gibt ja sogar Fabriken, die angeblich paracelsische Heilmittel herstellen — so denkt man meist an diese Tinkturen.

Aber man muß dazu doch sagen, daß auch diese Art der Krankenbehandlung nichts eigentlich Neues darstellt. Paracelsus mag sie mit besonderer Sachkenntnis angewandt haben. Er rühmt sich oft, daß er seine Kenntnisse auf Wanderfahrten durch ganz Europa gesammelt habe, und daß er sich dabei nicht geschämt habe, auch Kräuterfrauen, Schäfer, Barbieri vorurteilslos nach ihrer Meinung zu fragen. Es haben auch in Apotheken große Mißstände bestanden, gegen die Paracelsus ankämpft. Die langen Rezepte der Kollegen, die oft zehn ja auch zwanzig Drogen auf einmal enthielten, reduziert er auf einige wenige Bestandteile, die dann aber sachgemäß ausgewählt sind. Diese Reformvorschläge haben ihm dann auch manche Verunglimpfung eingetragen.

Wenn man ganz kritisch ist, könnte man gegen diese Pharmazeutica einwenden, daß sie nur Symptome beseitigen und das Uebel nicht an der Wurzel kurieren. Baldrian beruhigt gewiß, aber kehrt nicht die Nervosität wieder, wenn die Arzneiwirkung abgeklungen ist?

Paracelsus weist hier darauf hin, daß in jedem Organismus ein «natürlicher Arzt» verborgen ist, der auch schon Krankheiten zu heilen vermag. Nur wenn diese natürlichen Heilkräfte versagen, muß der äußere Arzt eingreifen und dann mögen auch jene symptomatischen Heilmittel gute Hilfen sein.

Nach der hippokratischen Diätetik folgt die galenische Pharmazie, die er reformiert hat, — aber den Kern der paracelsischen Krankenbehandlung haben wir damit noch nicht gefunden. Er spricht immer wieder von den geheimen Kräften der Natur; anderseits hat er die Chemie seiner Zeit gut studiert. Schon als junger Mann ist er zu den Hüttenbetrieben im Lavanttal gewandert und hat dort beobachtet, wie das Metall von der Schlacke, das Edle vom Unedlen geschieden wurde. Sollte es bei den Arzneien nicht ähnlich sein? Schleppt man bei jenen galenischen Tinkturen nicht auch eine Unmenge von Schlackenstoffen mit, die unnütz oder vielleicht auch schädlich sein können? Und kann man im chemischen Verfahren nicht vielleicht doch zu ganz neuen Heilmitteln kommen, die in der Natur nicht gegeben sind? Auch Eisen kommt ja als gediegenes Metall nicht vor. Wenn wir Werkzeuge brauchen, müssen wir erst einmal Chemie treiben, so wie Paracelsus es im Lavanttal beobachtet hatte. Jener Kräuterwein und die gemahlenen

Drogen mögen ganz gute Wirkung haben. Die wirklich heilenden Arzneien entstehen aber doch erst durch chemische (im paracelsischen Sprachgebrauch alchemistische) Bereitung, so wie das Eisen aus dem Erz entsteht.

Ich will Sie, meine verehrten Hörerinnen und Hörer, nun nicht mit historischen Untersuchungen darüber langweilen, ob dieser Grundgedanke der Arzneibereitungen schon vor Paracelsus irgendwann einmal aufgetaucht ist. Das wird sicher der Fall sein. Aber Paracelsus hat doch zuerst Ernst gemacht mit dem Gedanken, daß es nichts Widenatürliches ist, wenn man nicht die Natur selbst, Heilbäder, Trinkkuren, Diät und Heilkräuter verwendet, sondern einen chemischen Eingriff in die Natur wagt. Die Natur stellt nämlich dem Menschen Aufgaben, die er zu lösen hat. Er soll sich die Natur untertan machen und dazu gehört auch die chemische Arzneibereitung.

Paracelsus geht so weit, daß er meint, daß voll entwickelte Krankheiten nur durch solche künstlich bereiteten Arcana geheilt werden können und daß jede andere Form der Therapie dann sinnlos ist. Im Grunde hat er damit recht behalten. Alle Versuche, etwa die Syphilis, die auch ihn immer wieder beschäftigt hat, weil sie in seiner Zeit zum ersten Mal wie eine Epidemie auftrat, mit Abkochungen von Guajakholz oder Sarsaparillwurzeln zu heilen, sind vergeblich gewesen. Erst das Arcanum Salvarsan gab einige Erfolge.

Diese forschende Leidenschaft ist wohl das Entscheidende in der paracelsischen Therapie. Es klingen da manche Gedankengänge an, die recht modern anmuten. Im einzelnen ist es dann aber doch eine uns fremde Welt, die aus diesen Rezepten und Verfahren spricht.

Die Hüttenchemiker, die Alchimisten, die paracelsistischen Aerzte des 16. Jahrhunderts haben das große Staunen darüber noch nicht verloren, daß sich die Substanzen in einer Retorte wandeln können. Was uns aufgeklärten Europäern so selbstverständlich erscheint, war für die Menschen der beginnenden Neuzeit ein noch nicht enträtseltes Geheimnis. So liegt ein magischer Schleier auch über diesen chemischen Verfahren der Arzneibereitung. Die Interpretation im einzelnen ist oft recht schwierig.

Wir können uns nun dieses ganze therapeutische Rüstzeug Hohenheims noch einmal deutlich machen an der kleinen Schrift über die Steinkrankheiten, die er im Jahre 1538 den Kärntner Ständen in Klagenfurt übergeben hat und die im Jahre 1955 von der Kärntner Landesregierung neu herausgegeben wurde.

Da wird zunächst die Entstehung der Steinleiden, die er im Anklang an tartarus, den Weinstein, als tartarische Krankheiten bezeichnet, aus-

föhrlich besprochen. Dann beginnt die Therapie mit einem Kapitel «von Ordnung und regimine». Bei dieser Stoffwechselkrankheit beschränkt sich die Ordnung des Lebens auf die Diät. Durch genauere Untersuchungen des Harns kann man feststellen, welches die gefährlichen steinbildenden Nahrungsmittel und Getränke sind. Das wechselt von Land zu Land, aber auch von Patient zu Patient, es ergeben sich dann einfache Regeln: der Kelheimer Wein ist zu meiden, der Neckarwein, der meist keine Steine macht, zu bevorzugen.

Offenbar haben solche Diätvorschriften zunächst nur vorbeugende Bedeutung. Aber man soll sie auch bei voll entwickelter Krankheit nicht außer Acht lassen, da die Steine ja bei falscher Diät noch weiter wachsen können. Das wäre dann der hippokratische Teil der Behandlung in diesem speziellen Fall der tartarischen Krankheit.

Wenn aber schon Beschwerden da sind, die Steine aber noch nicht nachgewiesen werden können, werden Badekuren empfohlen. Natürliche Bäder und Kräuterbäder mit mannigfachen Zusätzen, also die ersten, wie wir jetzt sagen können, galenischen Arzneien, etwa Akelei und Wacholder in besonderen Vehikeln. Diese sollen die ersten Symptome beseitigen, vermögen aber die Steine, die sich etwa in Niere oder Blase schon gebildet haben, nicht auszutreiben. Das ist dann der galenische Teil der Behandlung.

Und nun kommt der schwierigste Teil, die Arzneibehandlung des echten Steinleidens. Jetzt macht Paracelsus sich an die chemische Arbeit, er kocht und destilliert und kombiniert die Naturstoffe. Was er da im einzelnen gemacht hat, ist heute schwer festzustellen. Er ließ sich auch nicht gerne in die Karten sehen und seine Angaben sind dann recht ungenau. Bisweilen hat es den Anschein, als ob auch ein wenig Zauberei nach Art des ja auch heute noch nicht ganz ausgestorbenen Sympathiezaubers dabei eine Rolle gespielt hat. Jedenfalls werden von ihm dabei auch steinähnliche Konkreme wie die Krebssteine in der Retorte zur Lösung gebracht, so wie dann später die Arznei den Stein im Organismus lösen soll. Aber das sind Spezialfragen, die hier nicht mehr zu untersuchen sind, wenn nur der Grundgedanke dieser Arzneitherapie deutlich geworden ist.

Wenn Sie das Ganze nun übersehen, werden Sie, auch wenn Sie keine Aerzte sind, feststellen können, daß hier eine wohldurchdachte Art der Krankenbehandlung vorliegt, in der eine kritisch gesichtete und reformierte antike Ueberlieferung mit ganz neuen und weiter weisenden Ansätzen zusammentrifft.

«Die Arznei ist eine Kunst, die mit großem Gewissen und großer Erfahrungheit gebraucht soll werden», wie Paracelsus in einer anderen

Kärntner Schrift sagt. Aber sie hat doch noch eine ganz andere Voraussetzung. «Kunst und Werkschaft müssen aus der Lieb' entspringen, sonst ist nichts Vollkommenes da, dieweil wir alle Dinge sollen aus der Lieb' tun». «Also sollen wir wissen, daß zwo Art der Aerzte sind: solche die aus der Lieb' und solche die aus dem Eigennutz handeln.» Man kann sie an ihren Werken unterscheiden und so ist der letzte Grund der paracelsischen Therapie die persönliche Haltung des Arztes.

WANDLUNGEN DES PARACELSUSBILDES IN DER MEDIZINGESCHICHTE

Von Walter Artelt, Frankfurt a. M.

Jede Generation muß ihr Verhältnis zu den Großen der Geschichte neu überprüfen, zu Herrschern, Staatsmännern und Feldherren, wie zu Künstlern, Dichtern und Wissenschaftlern. Es gibt keine unveränderlichen Maßstäbe für ihre Gestalt und ihr Werk.

Auch die großen Aerzte der Vergangenheit sind davon nicht ausgenommen. Man denke nur an das Auf und Ab, das Rudolf Virchow als Wissenschaftler und als Politiker in der Wertschätzung der letzten Jahrzehnte erfuhr. Wenn das schon für eine Gestalt gilt, die noch bis in unser Jahrhundert hineinragt und deren Werdegang und Werk offen vor aller Augen liegt, um wieviel mehr muß das für Paracelsus zutreffen.

Ruhelos war er sein Leben lang durch die Welt gezogen, lernend und lehrend, heilend und hadernd. Wie kein anderer hatte er seine Kollegen herausgefordert, verhöhnt und beschimpft, und nur ein kleiner Kreis von Anhängern hielt zu ihm und wußte um sein Werk und seine Ideen. Denn als er 1541 die Augen schloß, waren nur wenige seiner Schriften gedruckt. Das Gros seiner Arbeiten lag in Handschriften weit über die Lande verstreut. Erst gegen Ende seines Jahrhunderts, als, betreut von Johann Huser, die erste Gesamtausgabe seiner Werke erschienen war, begann der ganze Umfang seiner Lehre sich abzuzeichnen. Aber nur schwer erschloß sich die Eigenwilligkeit seiner Diktion dem Verständnis seiner Leser. Zugleich wucherte die Fama, die sich an das unstete Leben des ungewöhnlichen Mannes heftete.

Im Bewußtsein des Volkes blieb Paracelsus eine geheimnisumwittelte Persönlichkeit. Das zeigen besonders eindrucksvoll die Lebenserinnerungen, die der Barbierchirurg Johann Dietz hinterlassen hat. 1686 war Dietz als Feldscher mit den brandenburgischen Truppen gegen die Türken nach Ungarn ins Feld gezogen und hatte sich danach zunächst in Berlin niedergelassen. Hier gehörte zu seinen Klienten ein Geheimrat. «Dieser Geheimbde Rat», so erzählt Dietz, «hatte eine große Bibliothek. Und als ich ihn einsten barbieret und die vielen Bücher sahe, fragete ich, was er mit den vielen Büchern machte, er

könnte solche doch nimmer durchlesen? — ‚Ei‘, sagte er, ‚das sind nicht viel, wann ihr fertig, will ich euch mehr zeigen; ob ich wohl solche nicht durchlese, so schlage ich doch nach, wenn was vorkommt.‘ Als ich mit dem Barbieren fertig, schloß er ein Nebengemach auf, da wohl dreimal mehr Bücher, von der Erde bis ans Deck voll Bücher, waren. Ich wunderte mich noch mehr. Da sagte der Herr: ‚Nun nennet mir ein Buch, das ich nicht habe.‘ — Ich sagte zu ihm: ich hätte viel gehört von dem Theophrasto Paracelso. — Da sahe mich der Herr an und sagte: ‚Ei, das ist ein Hexenmeister und ein verkehrter Teufelsbanner gewesen!‘ — Weil ich bestund, er hätte viel gute chirurgische und medizinische Sachen, möchte ihn gerne lesen, da gab er mir alle fünf Teile mit nach Hause. Ich nahm solche mit großen Freuden untern Mantel und vermeinte, einen großen Schatz zu haben. Ich kaufte mir gleich ein Pfund Licht und studierte des Nachtes so fleißig, daß ich bald zum Narren darüber worden. Sonderlich wie ich an die sigilla und magischen Spiegel kam und tief in Gedanken saß, da fing sich mein Degen und an der Wand alles zu regen an; die ganze Stube ging mit mir umb. Weil es Mitternacht war, fürchtet ich mich und kroch ins Bette.◀ Trotzdem studierte Dietz seinen Paracelsus gründlich, und später führte er in Leipzig junge Barbiergesellen in die paracelsische Lehre vom Salz, Schwefel und Quecksilber und in die paracelsische Heilmittellehre ein, die inzwischen auch in der iatrochemisch orientierten medizinischen Literatur eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen begonnen hatte.

Schroff stand Meinung gegen Meinung. ◀Paracelsus war◀, so lehrte der Arzt Johann Baptist van Helmont, ◀eine Zierde von Deutschland, und die Schmähungen, die gegen ihn ausgestoßen wurden, sind nicht einer tauben Nuß wert.◀ Zu den Schmähern aber gehörte der Arzt und Chemiker Andreas Liebau, bei dem es heißt: ◀Die Werke des Paracelsus sind eine Kloake, eine ungeheuerliche Prahlerci, mit Unwissenheit und Unbesonnenheit zusammengeschrieben.◀

Nicht anders sahen ihn die Medizinhistoriker des 17. Jahrhunderts. ◀Paracelsus ist◀, so schrieb der Polyhistor Hermann Conring, ◀ein Ungeheuer von Mensch, geboren zum Verderben jeglicher besseren Schöpfung, der absurde, unerhörte, verderbliche und höchst gottlose Lehren in die Heilkunst und die gesamte Philosophie eingeführt und sie insgesamt mit seinem Schmutz besudelt hat.◀

Die aufblühende Medizingeschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts aber vermochte sich der Einsicht nicht zu verschließen, daß Paracelsus die Entwicklung der praktischen Heilkunde entscheidend beeinflußt hat. Paracelsus hat, wie es in Gottlieb Stollens ◀Historie der medizinischen Gelahrtheit◀ heißt, ◀eine gewaltige Sekte gestiftet, welche bald

die hermetische, bald die paracelsische, mehrenteils aber die chemische genannt worden. Die galenischen Grundsätze hatten bisher applausum gefunden; die Lehrer richteten sich danach, und die Practici taten ein gleiches. Allein Paracelsus spottete ihrer, und tat durch seine chemischen Kuren solche Dinge, so den Galenisten nicht möglich schienen. Hätte er sauber latein geschrieben und geredet, seine Dinge . . . deutlich vorzustellen gewußt, würde er noch mehr Eingang gefunden haben.» Paracelsus war jetzt für die Medizingeschichte die Schlüsselfigur an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit geworden, die zunächst die Gestalt des Vesal noch tief in den Schatten stellte. Aber auch Autoren wie Stolle kamen darüber nicht hinweg, daß «sein Vortrag . . . verwirrt und wegen der von ihm ertichteten Wörter dunkel, und seine Auf- führung nicht die beste» war.

Das blieb der allgemeine Tenor auch der Medizingeschichte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die, geschrieben im Geiste der Aufklärung, sich vergeblich bemühten, der Persönlichkeit und dem Werk des Paracelsus gerecht zu werden. Der Geschichtsauffassung der Aufklärung widerstrebt das Ungewöhnliche in der Gestalt des Paracelsus, der, wie es bei Kurt Sprengel heißt, «seine Meinungen den Aus- sprüchen der Vernunft zu unterwerfen wenig gewohnt war.»

Umso auffallender in dieser Welt, die vom «Augiasstall der paracel- sischen Schriften» (Metzger) sprach und ihren Urheber als «einen der unverschämtesten Charlatans» (Hufeland, Makrobiotik) bezeichnete, nimmt sich das Urteil aus, das 1783 Philipp Gabriel Hensler in seiner «Geschichte der Lustseuche» über Paracelsus fällt: «Ein treffliches Genie war er — keines von heuriger Ernte, kränkelnd und winzig —, ein wahres Genie, weit- und schnell-sichtig, fest, voll Kraft und Feuer, und das diente ihm statt vielen Wissens und langer Erfahrung zum großen Fortschritte in der Kunst, die . . . wirklich einer großen Reform bedurfte . . . Ich wünschte sehr, ein Mann von Geist, von Kenntnis der Zeit und von Geduld . . . studierte seinen Paracelsus und zeigte uns den Mann, wie klein und wie groß er wirklich gewesen ist.»

Woher kam diese so ungewöhnliche Einschätzung des Paracelsus durch Hensler? Sie kam nicht aus der Welt der Aerzte, sondern aus der Welt der Dichter. Die junge Dichtergeneration des Sturmes und Dran- ges hatte die urwüchsige und eigenwüchsige Kraft des Genies über die rechnende und berechnende Vernunft erhoben. Und einer, der der Generation des Sturmes und Dranges zwar nicht selber angehörte, ihr aber aufgeschlossen und mit Verständnis zur Seite stand, war es, der auch in Paracelsus das Genie entdeckt hatte: *Wieland*.

1776, sieben Jahre vor Hensler also, hatte Wieland in seinem «Teutschen Merkur» geschrieben: «Paracelsus verdient aus zweo Ur-

sachen einen Platz unter den Worthies des 16ten Jahrhunderts: als ein Mann von außerordentlichem Genie, und weil er in der Arzneikunst Epoche gemacht. Heutigs Tages mögen freilich fast wenige sein, die ihn durch sich selbst kennen und mit dem Geist, der in seinen Schriften webt, in Gemeinschaft stehen. Aber doch gibt es solche, und sie alle lade ich ein, ihm ein Denkmal im Teutschen Merkur zu errichten, das seiner würdig sei.»

Die große Wende in der Paracelsusauffassung aber ging nicht von der deutschen Dichtung aus. Sie kam von jener geistigen Bewegung, die auch die deutsche Medizin für Jahrzehnte in ihren Bann zog: von der *Romantik*.

Paracelsus mußte — ebenso stark, wie er die Aufklärer abstieß — die romantischen Naturphilosophen anziehen. Sie empfanden die paracelsische Naturauffassung als der ihren verwandt, sie waren fasziniert von der genialen Kraft seiner Konzeption. So konnte Goethe in seinen Studien «Zur Farbenlehre» feststellen: «Man ist gegen den Geist und die Talente dieses außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer früheren gerecht.»

Die geschichtsphilosophischen Systeme der romantischen Medizin- geschichtsschreibung übersteigerten die Bedeutung des Arztes an der Wende der Zeiten, des Mannes, «welcher vom Genius der Geschichte den Modergewölben der Alten hinaus in die erfrischende Gottesluft berufen war, auf starken Schultern die fast entseelte Heilkunde aus einer neuen vielbewegten Zeit zu tragen» (Friedländer), des «vom Geiste der Zeit Auserkorenen, die gereifte goldene Frucht vom Baume der Vergangenheit ungestüm herabzuschütteln, damit aus derselben eine neue Zukunft aufgehe im fruchtbaren Schooße der Zeit» (Damerow). Es kam zu einer wahren Paracelsomanie, die in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte.

Mit der Ueberwindung des romantisch-naturphilosophischen Denkens in der deutschen Medizin durch die rasche Entfaltung der modernen Naturwissenschaft stürzten auch die Geschichtssysteme der Medizingeschichtsschreibung aus dem Geiste der Romantik. Wie in der Medizin, so wurde in der Medizingeschichte die weitausgreifende Spekulation abgelöst durch die exakte, streng umschriebene Einzeluntersuchung. Kritische philologisch-historische Quellenforschungen seien, so hieß es jetzt, 1846, im ersten Bande der medizinhistorischen Zeitschrift «Janus», «die einzigen verdienstlichen Arbeiten, Phantasien bei einer Tasse Schokolade kann sich ein jeder selbst fabrizieren.»

Damit fiel auch das überschwengliche Paracelsusbild der romantischen Medizingeschichtsschreibung in sich zusammen. Aber das Pendel schlug nicht mehr in das andere Extrem zurück. Das Bewußtsein blieb,

daß nur eine gerechte Würdigung des paracelsischen Werkes den Zugang zu jenem geistigen Prozeß erschließt, der auf dem Gebiete der Medizin vom Mittelalter zur Neuzeit führte. Das groteske Fehlurteil der Medizingeschichtsschreibung aus dem Geiste der Aufklärung konnte sich nicht mehr wiederholen. Ausgangspunkt der kritischen Paracelsusforschung des späten 19. Jahrhunderts blieb die Erkenntnis, daß ihm «Genialität, Originalität und Großartigkeit in seinen Anschauungen der Natur, des Lebens und des menschlichen Organismus als Abbild des Weltorganismus» (Harleß) unter keinen Umständen abgesprochen werden könnten.

Dieses Bewußtsein beseelte auch den jungen Karl Sudhoff, der sich 1878 als praktischer Arzt in Bergen bei Frankfurt niedergelassen hatte. Schon als Student war er auf die Gestalt des Paracelsus gestoßen. Jetzt verdichteten seine historischen Studien sich mehr und mehr auf das Werk Hohenheims. Er hielt Ausschau nach Paracelsusdrucken und -handschriften, studierte und verglich. Auch als er wenige Jahre später nach Hochdahl bei Düsseldorf übersiedelte, ging die Arbeit am Paracelsus trotz anstrengender Praxis weiter, und seine Paracelsusausgaben begleiteten ihn, wenn er im Wagen oder hoch zu Pferde seine Patienten aufsuchte. 1887 erschien seine erste Paracelsusarbeit. Ein Markstein in der Geschichte der Paracelsusforschung wurde dann sein «Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften», dessen erster Teil 1894 herauskam und auf 722 Seiten 518 unter dem Namen Paracelsus veröffentlichte Druckschriften verzeichnete und kritisch untersuchte. Fünf Jahre später, 1899, folgte der zweite Teil, der auf 815 Seiten 169 Paracelsushandschriften zusammenstellte und besprach.

Inzwischen hatte Sudhoff auch in die allgemeine Entwicklung der Medizinhistorik einzugreifen begonnen. Die Naturforscherversammlung des Jahres 1898, die in seiner Nähe, in Düsseldorf, stattfand, verdankte seiner Tatkraft eine historische Sektion, eine historische Festschrift und eine historische Ausstellung. Zwei Jahre später, 1900, bereitete Sudhoff mit zwei Gleichgesinnten die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften vor. 1905 erhielt der 51jährige einen Ruf als beamteter Extraordinarius für Geschichte der Medizin an die Universität Leipzig, wo er 1906 das erste Universitätsinstitut für Geschichte der Medizin aufbaute, das Vorbild aller heutigen medizinhistorischen Institute in aller Welt. Nun wuchs seine Arbeit in die Breite. Kein Gebiet der ganzen Geschichte der Medizin, das er nicht mit eigener produktiver Arbeit bereichert hätte.

Aber sein besonderes, persönliches Anliegen blieb die Paracelsusforschung. Sein Plan, den beiden großen Bibliographien von 1894

und 1899 eine Gesamtausgabe der medizinischen und naturwissenschaftlichen Schriften Hohenheims folgen zu lassen, gewann Gestalt. 1922 erschien der erste der vierzehn Bände, elf Jahre später, 1933, der letzte, dem 1936 ein schmales Bändchen mit einem Lebensbild des Paracelsus sich anschloß. Die große, grundlegende Biographie des Paracelsus zu schreiben, blieb auch ihm versagt.

So bedeutet Sudhoffs Paracelsusforschung nicht einen Abschluß. Sein Werk ist der Ausgangspunkt einer vielschichtigen und intensiven Forschungsarbeit und Diskussion, einer Diskussion, die sich keineswegs auf den engen Kreis der professionellen Medizinhistoriker beschränkt. Die Auseinandersetzung um das gültige Paracelsusbild bewegt — wie kein anderes Phänomen der Medizingeschichte — auch einen großen Kreis von Aerzten. Die Probleme, die Paracelsus diskutierte, sind, so formulierte Henry E. Sigerist im Jubiläumsjahr 1941, «noch immer nicht gelöst, und das ist der Grund, warum seine Bücher noch heute lebendig sind.»

Literaturhinweise: W. Artelt, Paracelsus im Urteil der Medizinhistorik. In: Fortschr. Med. 50 (1932), S. 929—33. — E. Hirschfeld, Romantische Medizin. In: Kyklos, Ib. f. Gesch. u. Philos. d. Med., Bd. 3, Leipzig 1930, S. 20 f. — E. Heischkel, Die Geschichte der Medizingeschichtsschreibung. In: W. Artelt, Einführung in die Medizinhistorik, Stuttgart 1949, S. 202 bis 237, und die dort auf S. 202 in Anm. 1 genannte Literatur. — J. Steudel, Paracelsisches Gut in Goethes Werk. In: Med. Welt 20 (1951), S. 62—64 und 93—95. — W. Artelt, Karl Sudhoff †. In: Janus, Leiden 43 (1939), S. 84—91.

PARACELSUS UND DIE MODERNE PSYCHOLOGIE

Von Ildefons Betschart OSB, Einsiedeln/Salzburg

Wenn das Thema «Paracelsus und die moderne Psychologie» angegangen werden soll, so muß gleich zu Anfang bemerkt werden, daß es sich mehr um Aufweis von Forschungsrichtungen, Aufdeckung von noch zu beackerndem Boden handeln kann als um bereits genau faßbare und abgeschlossene wissenschaftliche Resultate. Das Werk des großen Hohenheimers, der in Salzburg im Jahre 1541 verstarb, ist ein Meer, das wohl überfahren werden kann, aber heute noch nicht ausgelotet ist. Schlummert doch immer noch der Hauptteil seiner religiösen Schriften, die für die Psychologie nicht unwichtig sind, in verstaubten Manuskripten.

Das wenige, heute bereits Gesicherte, muntert indessen zu intensiver Forschung auf, die mit dem gesteigerten Interesse an Geschichte der Psychologie zweifellos zu schönsten Hoffnungen berechtigt.

Paracelsus hat kein Lehrbuch der Psychologie, auch keines der Psychopathologie oder der Parapsychologie geschrieben, solche Unternehmungen stammen erst aus der Zeit des wissenschaftlichen Spezialistentums. Seine geniale Konzeption trägt vornehmlich den Charakter der theologisch-philosophisch-psychologisch-medizinischen Ganzheit an sich, der «Gänze», wie er sich selber ausdrückt. Und aus dieser Gänze heraus packt er die Probleme an, sucht sie in umgreifender Schau zu lösen, mit theoretischen und praktischen Untersuchungsmitteln, die bei näherem Zusehen geradezu frappante Einsichten und Ergebnisse herausstellen, die erst stürmischer Findermut späterer Jahrhunderte scheinbar «ganz neu» erarbeitet hat. Nicht nur Wasser, sondern auch Erkenntnis kann offenbar wieder versickern.

Für die psychologische Schau des Paracelsus kommen vor allem folgende Werke in Frage, um nur die wichtigsten zu erwähnen; sie sind zugleich wertvolle Themenandeutung paracelsischer Arbeit überhaupt.

Das *Volumen paramirum*, das unter Entstehung der Krankheiten auch *psychische* und physische Verunreinigungen und Gifte behandelt, über die verschiedenen *Temperamente* spricht, und über hypnotische und suggestive Einflüsse auf das Krankheitsgeschehen sich verbreitet.

Dann das *Opus paramirum*, das im Abschnitt *De origine morborum ex matrice* hochinteressante psychologische Aufschlüsse über Frauenkrankheiten und Hysterie bietet, besonders aber im ersten Traktat «über die *unsichtbaren Krankheiten*» hoch modern anmutende Ansichten über psychogene Krankheitssymptome aus der sog. Imagination auszubreiten weiß.

Ferner ist zu erwähnen das Buch *Paragranum*, in dem die Psychologie eindeutig den Schlüssel zur paracelsischen *Astronomie und Alchemie* darstellt.

Besonderes psychologisches Interesse verdient das sog. «siebente Buch der Arznei»: *Von den Krankheiten, die den Menschen der Vernunft berauben*. Paracelsus vergißt nicht, unter den Heilmitteln auch solche durchaus psychologischer Natur anzugeben.

Aus den «Archidoxen» besitzt das Kapitel über den «*spiritus vitae*» besonders psychologischen Aspekt.

In «*de Generatione*» behandelt der geniale Seelen-Arzt die Ausgeburten der Phantasie und des Willens.

Für die moderne Psychiatrie ist besonders wichtig der Traktat «*de lunaticis*», über den Irrsinn, und *de generatione stultorum*, über die «Entstehung der Narrheit».

Die Abhandlung über «*Träume und Visionen*» ist psychologisch nicht minder aufschlußreich, ebenso die Schrift «*Ueber die Macht der Imagination*» und «*de imaginibus*», d. h. über die Macht der Phantasie, die sie auf das Gemüt ausübt.

Schließlich ist noch das bedeutendste und letzte Werk des Theophrastus, nach einigen sein *dunkelstes*, doch sicher sein philosophisch-psychologisch reifstes und abgerundetstes: Die *astronomia magna* oder die *Philosophia sagax*, d. h. die scharfsinnige Philosophie, zu erwähnen.

Greifen wir aus dem reichen Material einige besonders aufschlußreiche Beziehungspunkte zur modernen Psychologie heraus, ohne jener Manie zu verfallen, alles Heutige in gleicher Fülle schon bei Paracelsus sehen zu wollen, wie es einige Uebereifrige getan haben.

Der zentrale Begriff *Imagination* ist bei Paracelsus nicht mit dem einfachen Ausdruck Phantasie zu übersetzen, er beinhaltet weit mehr. Der Hohenheimer kennt sehr wohl die sog. «niedere Phantasey», schätzt sie aber nicht hoch ein, er nennt sie in diesem spezifisch eingengten Sinn des Wortes einen «Eckstein der Narrheit» und meint damit daselbe, was der Volksmund treffen will, wenn er etwa von einem «Phantasten» spricht. Für Paracelsus ist Imagination jene «*Ein-bildkraft*», die im Sinne der modernen Psychologie alles, restlos alles in den innern Sinn der Bildgestaltung aufnimmt, und zwar ebenso sehr

ins Bewußtsein wie ins Unbewußte, aber zugleich auch jene *«Aus-bilde-kraft»*, die — vor allem aus dem Unbewußten — eine unheimliche Gewalt auf alle andern menschlichen Kräfte ausüben kann. Wir wissen heute — *heute wieder* —, daß psychisch nichts, gar nichts indifferent ist; der menschliche Psychismus ist etwas derart Feines und, wie Paracelsus sagt, *«Empfindliches»*, daß er *alles, was* ihm durch die Einfallsstore *aller Sinne* begegnet, aufnimmt, freilich den kleinsten Teil in das Bewußtsein; der kleinste Teil wird dem Ich bewußt, während der größere Teil zwar aufgenommen wird, wir aber seiner zunächst nicht *«inne»* werden. Paracelsus benennt diese Vorgänge nicht mit modernen abstrakten, begrifflichen Ausdrücken. Er steht mit seinem ganzen Denken den Symbolen noch viel näher und was wundert es uns, daß er diese Vorgänge deshalb auch symbolisch bezeichnet. Er spricht von astralen, magischen Einflüssen. *«Die Magie mag die himmlische Kraft in das Medium (Mensch) bringen und in demselbigen die Operation vollbringen»*. So schreibt er in der *Philosophia sagax*. Er versteht aber unter Magie keineswegs leichtsinnigen Zauber und leeres Gaukelspiel, das er *«lächerlich»* nennt, sondern er nimmt das Wort in dem Sinne, wie man ursprünglich etwa die Aerzte Magi nannte. Imago, Imagination und Magie sind einander *wesentlich* näher als die fast gleichlautenden *Namen* es sind. Dasselbe ist von den Astraleinflüssen zu sagen. Das hat bei Paracelsus mit seichter Astrologie gar nichts zu tun. Hören wir ihn selber: *«Darum wisset, daß die perfekte Vorstellungskraft (also nicht die vulgäre Phantasey), die von den Astra kommt, im Gemüte entspringt, in dem alle Gestirne verborgen liegen; Gemüt, Glaube und Vorstellung der Imagination sind bloß drei Dinge mit verschiedenen Namen, sie besitzen aber die gleiche Kraft und Stärke.»*

Wie oft erinnert er daran: *«Das Gestirn ist in Euch»*, und wie sinnreich sagt er: *«Das Kind bedarf keines Gestirns, seine Mutter ist sein Stern.»* Dies kann man nur verstehen, wenn man das paracelsische Gesetz der Entsprechungen vor Augen hat; die siderischen und elementischen Korrespondenzen sind ihm nur ein Teil-fall der weiträumigen Entsprechung zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos. Deshalb hat der Mensch auch ein inneres Firmament, innere Gestirne und einen inneren Himmel.

Alles, was dermaßen dem menschlichen Psychismus *«ein-ge-bildet»* wird, hat indes auch eine eigene Ausprägungskraft, sei es in uns bewußt oder unbewußt, resp. in paracelsischen Ausdrücken, sei es *«in uns erweckt worden oder unerweckt geblieben»*. Die heutige Psychologie weiß, vor allem seit Carpentier und Ribot, daß auch das Unbewußte *keineswegs tot und unwirksam in uns bleibt*. Im Gegenteil, es lebt,

weil es in einen lebendigen Stromkreis eingeschlossen ist. Unbewußtes vermag, wie es aufgenommen wurde, wieder ins Bewußtsein aufzustoßen, es vermag aber auch im dunklen Raume unbewußter Vorgänge ganze Bildkompositionen zu schaffen, die bald in freiem, losem Spiel, bald sinnvoll, den psychischen Bildverknüpfungsgesetzen folgend, aufzutreten imstande sind. Auch diese Vorgänge sind dem Hohenheimer durchaus bekannt, er läßt die Bilder, in seiner plastischen Sprache, sich «magisch kopulieren und gegenseitig schwängern, so daß neue Geburten und Ausgeburten der Imagination entstehen.» — Jede *Vorstellung der Imagination hat in sich einen besondern Antrieb zur Verwirklichung ihres Inhaltes*. Z. B. jede Vorstellung (imago) von Bewegung schließt einen, wenn auch noch so zarten Antrieb zum Vollzug dieser Bewegung ein. Dieses sog. «ideo-motorische Gesetz» steht in Frage, wenn wir in einen Tanz-Rhythmus fallen, selbst wenn wir bloß ein entsprechendes musikalisches Gehörbild in der Vorstellung besitzen, ja daß ein bloßes intensives Denken oder genaueres Vorstellen gewisser Dinge unsere Lippen zu einem leisen Flüstern erbeben lassen. Jedermann weiß, daß mit solchen psychischen Gesetzmäßigkeiten unwillkürlich Nachahmung, Höhenschwindel, psychische Epidemien, Ekstasen, Paniken, bestimmte psychogene Krankheitserscheinungen hinreichend erklärt werden. Nicht anders Paracelsus. Er schildert die Bewegungskraft des Phantasiebildes außerordentlich. Er weiß, daß jedes Imago, wenn es nicht durch andere Kräfte, z. B. durch die Kritikkraft des Verstandes, seines Antriebes zur Selbstverwirklichung beraubt wird, unweigerlich ausgeführt werden *muß*. Er meint wörtlich: «Die Imagination ist ein selbständiger Künstler; sie besitzt das Können und alle Werkzeuge zu *allem*, was sie ausführen will, zu *allem* ist die Imagination imstande.»

Er setzt diese Bewegungskraft der Imagination auch als ursprungsmächtig für alle sog. magischen Erscheinungen: «*Euch ist genugsam wissend, was die strenge Imagination tut, welche ein Anfang ist aller magischen Werke.*» So erklärt er z. B. die Manien, eine Reihe von Irrsinnsfällen, die fallende Sucht, die Pest, den Veitstanz, verschiedene Suggestiv-Heilungen, ja sogar bei der Syphilis glaubt er an Mitwirkung von Imagination, ferner eine ganze Reihe von merkwürdigen Einflüssen der Mutter auf ihr im Mutterschoße ruhendes Kind, die Entstehung von Mißgeburten, überhaupt ein Lieblingsthema paracelsischer Arbeit. Gewiß sind damit nicht alle Findungen der modernen Medizin mit diesen paracelsischen Erklärungsversuchen voll befriedigt, wenn auch anderseits zu sagen ist, daß die heutige Medizin den seelischen Ursachen der Krankheiten einen viel offeneren Blick gewährt als das im Zeitalter des Materialismus geschehen ist.

Theophrastus v. Hohenheim weiß auch aus dieser psychischen Situation *leibseelische Heilkräfte* zu finden, denen die moderne Psychiatrie nicht ferne steht. Er hat eigentlich als Erster seiner Zeit gründlich zwischen sog. Teufelsbesessenheit und Irrsinn unterschieden, und ich kann hier den Gedanken nicht unterdrücken, daß viel Leid und Unheil im sog. Hexenwahn unterblieben wäre, wenn man der Forschungsrichtung des Hohenheimers mehr Rechnung getragen hätte, wenn nicht Jahrhunderte hätten vergehen müssen, bis man gewisse seiner Ansichten als selbstverständlich hinnahm. Paracelsus vergißt auch keineswegs, gerade im Anschluß an seinen Imaginationsbegriff, prophylaktische Ratschläge psychologischer Art zu erteilen, die viel übles Krankheitsgeschehen vermeiden könnten.

Auch die *Religionspsychologie* ist dem Hohenheimer bekannt. Er weiß um zu viele Irreführungen des Menschen in dieser Hinsicht, die ausschließlich einem Mißverständnis seelischer Vorgänge zuzuschreiben sind, weder einem bösen Geist noch einem Engel. Er hat ein ungeheures Vertrauen auf die Naturkräfte, auch auf die seelischen, welche, wie er sagt, die göttliche Vorsehung verordnet, der Natur solches zu präsa-gieren, und — wie prachtvoll — daß er «nicht ohne Mittel geschaffen, was durch Mittel geschehe.»

Aber nicht nur daß Paracelsus bereits, wie der geniale René Allendy, der Pariser Psychiater, schreibt, einen sachlich klaren Begriff des Unbewußten gehabt hat, er hat auch den ganzen *psychosomatischen Betrieb* aus jener prachtvollen Einheit heraus erfaßt, die seit Descartes mit seiner unheilvollen Spaltung von Seele und Ausgedehntem das qualvolle Problem fast bis zum heutigen Tag geworden, jene Einheit, die wieder, ebenso qualvoll, erstrebt werden muß. Schlegel hat als Erster darauf hingewiesen und vor allem in diesem Sinne das fünfte Buch von Ursprung und Herkommen der Franzosen-krankheit untersucht und erklärt.

Abschließend wiederhole ich, daß die «paracelsische Psychologie» immer noch einen weiten weißen Fleck auf der Landkarte der Geistesgeschichte darstellt. Doch eröffnet sich hier ein höchst ertragreiches Forschungsgebiet, dem intensiv sich zuzuwenden Aufgabe der Psychologischen Abteilung der Internationalen Paracelsusgesellschaft sein dürfte. Es gilt, ein verschüttetes Bergwerk wieder auszugraben.

PARACELSUS UND DAS ANTHROPOLOGISCHE PROBLEM DER ÜBERTRAGUNG

Von Donald Brinkmann, Zürich

Schon wiederholt wurde auf eine enge Geistesverwandschaft zwischen der modernen Tiefenpsychologie und den Lehren des Paracelsus hingewiesen. Doch müssen solche Behauptungen mit großer Reserve aufgenommen werden. Ist es doch heute, vor allem auf dem Gebiete der Medizin, zur vornehmen Gewohnheit geworden, «mit einem Aphorismus des Paracelsus wissenschaftliche Äußerungen einzuleiten, welche dieser Heros der Therapie wahrscheinlich für baren Unsinn gehalten hätte», ein Unfug, den Peter Bamm kürzlich in einem glänzenden Essay unter dem Titel «Das Schnupftuch des Paracelsus» mit vollem Recht angeprangert hat (Ex Ovo. Essays über die Medizin. Neuauflage, Stuttgart 1956). Nur eine quellenmäßige Analyse, die den begrifflichen Verwandtschaften im einzelnen nachgeht und sie im Rahmen epochaler Zusammenhänge zu interpretieren versucht, kann hier weiterführen. Greifen wir einmal einen solchen Grundbegriff heraus und sehen wir zu, was sich dabei ermitteln läßt.

Ohne Zweifel zählt die Kategorie der Uebertragung zu den Grundbegriffen tiefenpsychologischer Theorie. Die Erscheinung der Uebertragung aber bildet den Angelpunkt aller analytischen Technik. Das geht schon aus den klassischen Darstellungen hervor, die Freud in seinen «Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse» (1917) und in dem unvollendeten «Abriß der Psychoanalyse» (1938) kurz vor seinem Tode gegeben hat. Die Tatsache allein, daß der Internationale Kongreß für Psychotherapie in Zürich 1954 sich hauptsächlich dem Problem der Uebertragung widmete, zeigt, daß das Thema seither offenbar nicht an Aktualität verloren hat. Was heute zur Diskussion steht, ist aber nicht so sehr die medizinische Tatsache der Uebertragung als solche in fachwissenschaftlicher und technischer Hinsicht, als vielmehr das Phänomen in anthropologischer Sicht, d. h. die Frage, welche grundsätzliche Bedeutung diesen rätselhaften Erscheinungen im Rahmen des menschlichen Seelenlebens überhaupt zukommt. Schon Freud selbst hat den Ansatzpunkt dieser Fragestellung in seiner plastischen Ausdrucksweise unübertrefflich gekennzeichnet:

«Und wirklich, je weiter wir in der Erfahrung kommen, desto weniger können wir dieser für unsere Wissenschaftlichkeit beschämenden

Korrektur widerstreben. Die ersten Male konnte man etwa glauben, die analytische Kur sei auf eine Störung durch ein zufälliges, d. h. nicht in ihrer Absicht liegendes und von ihr nicht hervorgerufenen Ereignis gestoßen. Aber wenn sich eine solche zärtliche Bindung des Patienten an den Arzt regelmäßig bei jedem neuen Falle wiederholt, wenn sie unter den ungünstigen Bedingungen, bei geradezu grotesken Mißverhältnissen immer wieder zum Vorschein kommt, auch bei der gealterten Frau, auch gegen den graubärtigen Mann, auch dort, wo nach unserem Urteil keinerlei Verlockungen bestehen, dann müssen wir doch die Idee eines störenden Zufalles aufgeben und erkennen, daß es sich um ein Phänomen handelt, welches mit dem Wesen des Krankseins selbst im Innersten zusammenhängt.»

Wenn wir in unserem kurzen Aperçu das anthropologische Problem der Uebertragung mit dem Namen von Paracelsus in Verbindung bringen, so aus einem doppelten Grund. Einmal glauben wir, daß durch eine solche medizin-historische Beleuchtung des Themas, die grundsätzliche Fragestellung tiefenpsychologischer Theorie und Praxis umso deutlicher ins Licht gerückt werden kann. Auf der anderen Seite dürfte das konkrete Beispiel des Paracelsus geeignet sein, die strittigen Punkte, um die sich die Diskussion in unserer Zeit dreht, klarer zu veranschaulichen.

Die Zusammenstellung «Uebertragung — Paracelsus» offenbart einen Sinn, der über eine assoziativ-aphoristische Gedankenverbindung hinausweist. Dabei liegt es uns ferne, Paracelsus nachträglich auch noch zum Vorläufer und Wegbereiter tiefenpsychologischer Theorie und Praxis zu stempeln, nachdem man ihn schon zur Genüge als Pionier der Jatrochemie und Chemotherapie, der Gewerbehygiene, der Naturheilkunde usw. mißverstanden hat. Paracelsus erscheint uns demgegenüber in erster Linie als der überragende Reformator der Medizin im 16. Jahrhundert, der über alles zeitgebundene ärztliche Wissen und Können hinaus vor allem durch seine menschliche Haltung und Substanz bis in unsere Gegenwart hinein als ärztliches Vorbild wirkt. Sein stark umstrittenen Auftreten und sein Einfluß zu Beginn der älteren Neuzeit lassen sich, wenigstens bis zu einem gewissen Grade mit der revolutionären Wirkung vergleichen, die Freud mit seiner Psychoanalyse seit der Jahrhundertwende weit über die Grenzen des medizinischen Fachgebietes hervorrief.

Soviel steht allerdings fest, daß Paracelsus der erste gewesen ist, der in neuerer Zeit neurotische und psychotische Störungen der menschlichen Persönlichkeit aus dem Bann abergläubischer Vorstellungen herauslöste und sie damit dem Aufgabenkreis des Arztes eingliederte, lange bevor es Psychiatrie, Psychotherapie und Psychohygiene als aner-

kannte, medizinische Disziplinen gab. «Das Buch von den Krankheiten die der Vernunft berauben», vor 1525 verfaßt, dürfte wohl überhaupt die erste psychotherapeutische Veröffentlichung im modernen Sinn sein. Auch die übrigen Werke enthalten mancherlei Beobachtungen und Anweisungen, die sich in dieser Hinsicht verstehen lassen. So vor allem die «Fünf Bücher über die unsichtbaren Krankheiten» (1531/32) und die Kärntner Spätschriften, den «Labyrinthus medicorum» und die «Sieben Defensiones» aus den Jahren 1537/38. Man ist überrascht, in der Frühschrift über die Krankheiten, so der Vernunft berauben, unter dem Titel chorea lasciva und suffocatio intellectus Krankheitsbilder der Hysterie beschrieben zu finden, wie sie 370 Jahre später Freud als Ausgangspunkt seiner tiefenpsychologischen Forschungen dienten. Ja, sogar die Rolle emotional-sexueller Ursachen für krankhafte Störungen im Bewußtseinsgeschehen wird von Paracelsus ausdrücklich hervorgehoben. Auch von der determinierenden Macht des «Unbewußten» im kranken und gesunden Seelenleben ist unter dem Namen «unwissend», «Unwissenheit» usw. ausführlich die Rede. Daß auch, abgesehen von diesen verblüffenden Uebereinstimmungen im einzelnen, Anknüpfungspunkte allgemeiner Art vorhanden sind, beweist die große Aufmerksamkeit, die C. G. Jung in seinen Publikationen dem Studium der Lehren des Paracelsus gewidmet hat. Wir erinnern in diesem Zusammenhang nur an den Paracelsus-Vortrag, den er 1920 an der Feier des Literarischen Clubs Zürich in Einsiedeln gehalten hat und an die Schrift «Paracelsica, Zwei Vorlesungen über den Arzt und Philosophen Theophrastus Paracelsus», Zürich 1940. Den tiefenpsychologischen Problemen der Uebertragung widmete C. G. Jung später eine umfangreiche kasuistische Studie (Die Psychologie der Uebertragung, Zürich 1946), ohne dabei allerdings ausdrücklich auf die Lehren des Paracelsus zurückzukommen.

Vor allem aufschlußreich ist im Zusammenhang mit unserem Thema eine Stelle aus dem Paracelsischen Buch von den Krankheiten so der Vernunft berauben, wo eine sehr handgreifliche Form der Uebertragung als psychotherapeutischer Kunstgriff empfohlen wird:

«der patient sol machen ein bilt im gleich von wachs oder harz und sol im in sein gedanken nemen, das alle die schwür so er getan hat nach seinem willen in disem bilt sollen verbracht werden und das also in im gedenken, als ob er genzlich in das bilt geschworen hab und all sein gemüt und gedanken diser schwür on einfallung anderer person alein volkomen in das bilt sezen und demnach das selbig in solchen meristen gedanken in das feur werfen und gar lassen verbrenen, das weder aschen noch fuligo darvon, das ist aus der materien des bilt erfunden wird corporalischen. in disem, wie wir ietzt gesetzt haben, gënt

die gedanken also kraftig und stark aus im in das bilt, das sich nix wider in streben mag noch stellen, als wenn es lebendig were.»

Viel wichtiger erscheint uns aber eine Parallele, die sich im Anschluß an jenen Abschnitt aus den «Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse» ergibt, den wir eingangs zitiert haben. Freud schließt dort mit dem Eingeständnis:

«Die neue Tatsache, welche wir also widerstrebend anerkennen müssen, heißen wir die Uebertragung.»

In der Uebertragung und zwar sowohl in der positiven, wie in der negativen Form, manifestiert sich ein zwischenmenschliches Phänomen von außerordentlicher Bedeutung. Der Arzt als Naturforscher wird sich, ob er will oder nicht, angesichts dieser wiederholten Erfahrungstatsache bewußt, daß die analytische Situation offenbar den Rahmen intellektuellen Wissens und technischen Könnens sprengt und ihn als Mensch engagiert. Er sieht sich einer Aufgabe gegenüber, die sich nicht auf der Ebene naturwissenschaftlicher Erkenntnis bewältigen läßt, sondern die an sein Gewissen appelliert und ihn weniger als Fachmann, denn als Mitmenschen unmittelbar berührt. Damit erfährt er genau das, was Paracelsus in seinem grundlegenden Werk, dem Buch *Paragranum*, als Fundament aller ärztlichen Tätigkeit verkündet hat. Wenn wir versuchen, seine Lehre von den vier Säulen der Medizin aus der zeitgebundenen Terminologie zu lösen und für die gegenwärtige Situation fruchtbar zu machen, so erkennen wir hinter den Ausdrücken «Philosophie», «Astronomie», «Alchemie» und «Virtus» zweierlei: Erstens, die Verpflichtung des Arztes zur Durchdringung seiner wissenschaftlichen und technischen Aufgabe als Mediziner auf breiter Grundlage. Von der äußeren Natur führt der Weg ins Innere des Menschen. Alles menschliche Wissen und Können findet aber trotz der großen Fortschritte im einzelnen seine in der Schöpfungsordnung vorgezeichnete Grenze. Weit davon entfernt einer fatalistischen Resignation zu erliegen, daß deshalb alle ärztliche Wissenschaft und Kunst schließlich nutzlos und unwirksam bleibe, entzündet sich an dieser Stelle bei Paracelsus der Gedanke menschlicher Verantwortlichkeit. Zweitens: Der Begriff *Virtus*, ein in der Renaissance weit verbreiteter Ausdruck für menschliche Würde und Größe, läßt sich nur schwer übersetzen. Gemeint ist eine irrationale, zentrale Qualität des Menschseins, oder vielmehr der Menschwerdung, die jenseits bloß intellektuellen und voluntativen Bewußtseins liegt. In diesem Wesenskern menschlichen Daseins wurzelt letzten Endes das echte Arzttum. Diese *Virtus*, nicht das schulmäßige Wissen und Können, erhebt erst den wahren Arzt über einen bloßen Gelehrten und Techniker zu einem Heilenden im eigentlichen Sinn. Aus dieser Einstellung heraus muß er

den Patienten grundsätzlich über ein bloßes Naturobjekt hinaus, das die Behandlung passiv über sich ergehen läßt, als mitwirkenden, mitverantwortlichen Partner anerkennen. Beide, Arzt und Patient, begegnen sich so auf einer menschlichen Ebene, wo es um letzte Entscheidungen geht, die sie gemeinsam zu verantworten haben.

Nun sehen wir klarer, was in der Uebertragung eigentlich vorsichgeht und was dieser *Terminus technicus* in anthropologischer Hinsicht bedeutet. Die nach dem Vorbild naturwissenschaftlicher Begriffe gebildeten Modellvorstellungen der tiefenpsychologischen Theorie werden durchbrochen und zwar nicht etwa spielerisch-willkürlich, sondern zwangsläufig angesichts der gehäuften Erfahrung selbst. Was Freud als naturwissenschaftlich orientierter Mediziner nur widerstrebend anerkennen konnte, was ihm nicht restlos in das Gebäude seiner psychoanalytischen Theorie zu passen schien, ja was das ganze Schema seiner psychoanalytischen Technik zu sprengen drohte, gerade das erweist sich als Angelpunkt des psychotherapeutischen Heilungsvorganges. Die Uebertragung wird zur eigentlichen Triebfeder der Mitarbeit des Patienten, die analytische Arbeit des Arztes wandelt sich aus einer einseitigen «Behandlung» in eine Aufforderung zur Mitarbeit für den Patienten. In der Uebertragung beginnt der Patient zu agieren, statt nur zu berichten. Sie erst läßt ihn aus einem bloß leidenden «Patienten» zu einem mitverantwortlichen Partner werden. Schlagwortartig könnte man daher unser *Aperçu* in dem Satz zusammenfassen: In der Uebertragung ereignet sich der entscheidende Durchbruch durch alle tiefenpsychologische Theorie und Technik in Richtung auf die echte, zwischenmenschliche Wirklichkeit.

PARACELSUS UND DAS PROBLEM DER FRAU

Von Paul Diepgen, Mainz

So sehr das Interesse an der Persönlichkeit und der Medizin des *Paracelsus* in den letzten Jahrzehnten gewachsen ist, so wenig hat sich die Medizingeschichte mit einem Gegenstand beschäftigt, der ihn tief bewegte und ihm manche Förderung verdankt, mit dem Problem der Frau, ihrer Biologie und Pathologie. Er war keineswegs, wie man es bei dem die Welt durchwandernden Junggesellen annehmen könnte, misogyn eingestellt. Die Hochachtung vor der Heiligkeit der Mutterschaft läßt ihn den Geist Gottes, wie er die ganze Welt und Natur erfüllt, auch im Weibe wirken und in der Gebärmutter, in der sich das Wunder der Zeugung vollzieht. Er kennt die schönen Worte, die führende Theologen des Mittelalters für die Mutterschaft gefunden haben, wie der Kirchenlehrer *Ambrosius*, der den Mutterleib als stilles Heiligtum und Werkstatt Gottes bezeichnete. Andererseits teilt *Paracelsus* mit manchem mittelalterlichen Theologen die Reminiszenz an Eva, die mit dem Sündenfall das Unglück über die Welt gebracht hat, und ohne die Adam ein Heiliger geblieben wäre. Adam war der Träger der besseren, Eva die Trägerin der minderwertigen Eigenschaften des Menschen. Freilich vererbte sich dann diese Mischung in der Folge genau so gut auf die Männer wie die Frauen. «Aus den Frauen» — so sagt er einmal — «herkommen alle unsere Krankheiten und unser gebrechen, elend und Jammer.» An der geistigen Suprematie des Mannes gibt es für *Paracelsus* keinen Zweifel. Der Ehemann, der sich von seiner Frau leiten läßt, erscheint unvernünftig wie ein Geisteskranker. Aber: «Wer kann einer Frauen feind sein, sie sei gleich wie sie woll? denn mit ihren Früchten wird die Welt besetzt, darumb sie Gott lang leben läßt, ob sie gleich gar ein Gall wäre.» Konsequenz ist nicht immer die Sache Hohenheims.

Einmal nennt er die Frauen «halbe Kreaturen». Das klingt hart, aber es ist eine Erinnerung an *Aristoteles*. Dieser hatte in der Frau eine Abortivform des Mannes gesehen. Daher bedeutet der Ausspruch des *Paracelsus* keine Verachtung, sondern ärztliche Sorge um die zur Hälfte geringere Widerstandsfähigkeit des Weibes gegenüber der Krankheit im Vergleich zum Mann.

Die paracelsische Auffassung von der körperlichen und seelischen Eigenart der Frau muß man aus seiner Kosmologie verstehen. Als Gott

die Welt erschuf, bildete er neben dem Makrokosmos Welt eine zweite kleinere Welt im Menschen, den Adam als Mikrokosmos. So wurde der Makrokosmos Welt, wie Paracelsus sich ausdrückt, die *erste* «Gebärmutter» des Mannes. Dann aber schuf Gott mit Eva, dem Weibe, eine dritte kleinste Welt, die menschliche Gebärmutter. Von da an wird der Mann nicht mehr in dem *Makrokosmos* der großen Welt *erschaffen*, sondern in dem *Mikrokosmos* der Gebärmutter des menschlichen Weibes *erzeugt*, in der matrix, wie er sich lateinisch ausdrückt, der Mutter im weitesten Sinne des Wortes.

Matrix bedeutet ihm viel mehr als das Gebärorgan. In diesem Begriff ist die ganze körperliche und seelische Eigenart der Frau ausgedrückt. *Paracelsus* spricht oft von der «Gebärmutter», der matrix, wenn er die ganze Frau meint. Durch ihren Matrixcharakter wird die Frau zu einem völlig anderen Gebilde der Schöpfung als der Mann. Seit der Antike hatte man die Ansicht vertreten, daß in der männlichen und weiblichen Konstitution gewisse Gemeinsamkeiten bestehen. Davon will *Paracelsus* nichts wissen. Keiner hat vor ihm die Grundverschiedenheit der Geschlechter mit solcher Schärfe betont. Die Frau ist zwar aus der Rippe des Mannes geschaffen, aber sie hat keine «männische» Elemente in sich.

Das Weib ist der Welt enger verbunden als der Mann; denn es ist ein Acker und wie dieser zur Nahrungsspenderin bestimmt. Der Mann dagegen repräsentiert den in die Erde gesenkten Samen. Der Frauen Durst, ihr Hunger, ihr chemischer Stoffwechsel sind anderer Art als beim Mann. Daher wird aus der gemeinsamen Grundsubstanz des Körpers der Geschlechter und aus der aufgenommenen Nahrung bei der Frau ein von dem des Mannes verschiedenes Fleisch und Blut, etwa wie sich in der Tierwelt Warmblüter und Fische unterscheiden. Das von der Frau genossene Brot wandelt sich anders als beim Mann. Sie hat eine andere Leber, ein anderes Herz und Hirn als er. Der Arzt begeht einen Irrtum, der glaubt, er hätte das Wesen der Frau aus der Gebärmutter als dem für sie charakteristischen Organ erfaßt und sie im übrigen dem Manne gleich gestellt. Daß trotz allem im weiblichen Körper gelegentlich auch männliche Kräfte stecken, ergibt sich aus der Abstammung der Frucht von Mutter und Vater.

Im Grunde gibt *Paracelsus* in seiner schwer verständlichen Sprache das wieder, was man heute unter dem Begriff der weiblichen Konstitution zusammenfaßt. Von seinen Vorgängern unterscheidet er sich dadurch, daß er das Wesen der Konstitution nicht, wie diese im Stofflichen, sondern im Dynamischen sucht. Und diese Dynamik ist auch vom Seelischen her bestimmt. Physik und Metaphysik sind in der Naturwissenschaft und Medizin Hohenheims untrennbar verbunden. Als

oberstes Prinzip gilt ihm: Gott hat dem Menschen den freien Willen gegeben. Der Wille des Menschen, seine Seele, steht im Frauenleben über den Einflüssen des Kosmos. Dadurch erhält die Lehre von der Rolle der Seele bei der Zeugung und Mutterschaft eine besondere Note. Die eigentliche Samenbildung, die *Hohenheim*, wie seine Vorgänger, beiden Geschlechtern zuschreibt, erfolgt bei der Frau wie beim Mann — und das ist das grundsätzlich Neue — erst wenn sie Samen haben wollen, d. h. wenn sie den Wunsch nach Zeugung empfinden und sich ihre Phantasie, ihre «Imagination» mit der Zeugung beschäftigt. Ob ein Knabe oder ein Mädchen entsteht, hängt von der Stärke dieser Imagination ab; denn das Geschlecht des Kindes wird in einem natürlichen Kampf zwischen den männlichen und weiblichen Samenkräften entschieden. Es kommt darauf an, wer Sieger bleibt. Geht der Kampf unentschieden aus, so entsteht ein Zwitter.

Paracelsus glaubt, daß auch Würmer, natürliche Geschwülste, echte tierische und dämonische Mißbildungen von der Frau geboren werden können. Auch hierbei ist die Psyche maßgebend. Scheidet beim Beischlaf in ihrer Imagination der Gedanke an ihren Mann und damit der Mann als Partner sozusagen völlig aus, wird sie nur von dem Gefühl nach Befriedigung ihres eigenen Sexualtriebes in höchstem Maße beherrscht, so zieht die Gebärmutter irgend einen anderen in der Welt unsichtbar vorhandenen Samen aus der Umgebung an und entwickelt ihn zu einer geschwulstigen Mißbildung, zum Wurm oder gar zu einer dämonischen Frucht.

Ein in der medizinischen Literatur der Antike und des Mittelalters viel erörtertes Problem war die Liebeskrankheit. «Unerwiderte Liebe macht den Menschen krank.» Daran gab es keinen Zweifel. Das Problem wurde bald mehr von der ideellen, bald mehr von der materiellen Seite gesehen. Für die einen stand die unerfüllte Sehnsucht nach dem Ideal des geliebten Menschen im Vordergrund, die sich bis zur Geisteskrankheit steigert. Für die anderen war es eine rein biologisch stoffliche Angelegenheit: Bei der sexuellen Abstinenz werden Säfte, die normalerweise zur Ausscheidung beim Beischlaf bestimmt sind, im Körper zurückgehalten. Sie zersetzen sich und machen den Menschen nach Art einer Vergiftung krank. In der Antike ist fast nur von liebeskranken Männern die Rede. Im Mittelalter haben sich die arabischen Aerzte besonders eifrig mit dem Problem, aber nur beim Mann beschäftigt. Sie sahen die materiell körperliche Seite. Um das, was die abstinente Frau körperlich und seelisch zu leiden hatte, kümmerten sie sich nicht. Das ist bezeichnend für die Stellung des Weibes im arabischen Kulturkreis. Die medizinische Literatur des abendländischen Mittelalters dagegen, das die soziale Stellung der Frau weit über die in der

Antike erhob, spricht auch beim Weibe von der Erkrankung, die unter dem Namen «amor hereos, heroische Liebe», geht. Durch die liebessehnstüchtigen Romanzen der Ritter und Helden des Minnesanges war das Interesse für diese Liebe besonders akut geworden. Allerdings haben die Frauen nach der landläufigen Meinung unter dieser überwältigenden Liebesleidenschaft weniger zu leiden als die Männer, weil sie von kälterem Temperament sind, wie es schon die hippokratische Medizin lehrte.

Für die mittelalterlichen Autoren ist der amor hereos eine Krankheit der Imaginatio und zwar eine Organkrankheit des Gehirns; denn man verlegte das Organ dieser Einbildung, dieser Phantasie, im Anschluß an antike Autoren, deren Lehre sehr an Lokalisationsvorstellungen der modernen Physiologie über die Verteilung von sensorischen und motorischen Zentren im Gehirn erinnern, an eine bestimmte Stelle im Vorderhirn. Hier wird bei dieser Krankheit die Substanz des Gehirns verändert. So gaukelt die Phantasie dem Kranken ein völlig unzutreffendes Bild des geliebten Wesens vor. *Paracelsus* kennt eine solche Lokalisation nicht. Er denkt eben in allem dynamisch-seelisch.

Die wesentlichen Vorgänge spielen sich bei der Liebeskrankheit im «unsichtbaren Körper» ab. So nennt *Paracelsus* eine Einheit von dynamisch-seelischen Kräften, die der Mensch neben dem «sichtbaren Körper» besitzt. Er vergleicht die dynamischen Vorgänge in dem unsichtbaren Körper mit der unsichtbaren Planarbeit, die ein Zimmermann bei der Errichtung eines sichtbaren Baues leistet. Der «unsichtbare Körper» wird bei der Erkrankung zu einer aus der Phantasie fehlgeleiteten Kraft. *Paracelsus* braucht keine materiellen Veränderungen im Gehirn. Die Frau mit ihrem freien Willen hat es in der Hand, ob sie ihrer Liebessehnstucht unterliegt oder nicht. Seelische Keuschheit bewahrt sie vor der heroischen Liebe.

Die Beherrschung ihres Triblebens sichert auch die Leibesfrucht in der Schwangerschaft. Die in der Volksmedizin bis auf den heutigen Tag so hoch gewerteten und gefürchteten sog. Gelüste der Frau bringen dem Kind im Mutterleib Schädigungen nicht vom Magen, sondern von der matrix der Mutter aus. Wenn die Schwangere z. B. gierig einen Krebs verschlingt, so wird dieser nicht vom Magen verdaut, sondern die Gebärmutter zieht ihn hastig an sich, ißt und verdaut ihn. Der im Krebs enthaltene Krebsamen wird dann an das Kind gehängt, «wie der Schatten an eine Wand und bedingt bei ihm eine krebsartige Bildung. Die Mutter kann das verhüten, wenn sie ihren Gelüsten nicht folgt. Bei den Muttermalen, die das Volk auf Versehen zurückführt, entsteht der Schaden nicht unmittelbar durch die Phantasie der Frau, sondern wird von *Paracelsus* in einer Weise erklärt, die zu modernen

Theorien gewisse Beziehungen hat, die sich mit der Entstehung von Schäden der Leibesfrucht beschäftigen. Nach Paracelsus entstehen nämlich als Folge des Erschreckens oder Verwunderns der Schwangeren zunächst Veränderungen in der Blutverteilung und andere körperliche Schädigungen in der Mutter, deren Folgen sich dann am Kind bemerkbar machen, z. B. in Form von Flecken, Eiterbeulen u. ä. Die Imagination macht die matrix krank und wie eine schlechte Erde den Baum verändert, der in ihr wächst, so tut es die matrix mit der in ihr wachsenden Frucht.

Kraft und Stoff sind bei *Paracelsus* nicht voneinander zu trennen. Aber die Imagination beherrscht die Materie. Wir können mit geschlossenen Augen die buntesten Bilder zustande bringen. In der schwangeren Frau ist das Kind die Leinwand, auf der die Imagination der Mutter malt, die Erde, auf der sie baut. Gedankliche Konstruktionen realisieren sich in materiellen Vorgängen. Wie der Baumeister sich einen bestimmten Platz aussucht, an den er Hand anlegt, um seine Baupläne zu verwirklichen, so tut es auch die schwangere Frau. Sieht sie z. B. eine Schnecke, erfaßt diese mit ihrer Imagination und greift zufällig im gleichen Augenblick mit der Hand auf ihr Knie, so wird auf dem Knie des Kindes das Abbild einer Schnecke «gebaut», wie wenn ein Herr einem Maler den Auftrag gibt, auf einen Ast eine Schnecke zu malen. Der Auftraggeber ist die Imagination, der Ausführende der «unsichtbare Körper».

Die dabei wirksamen Kräfte werden von *Paracelsus* auch mit denen des Magneten verglichen. Die «magnetische Anziehungskraft» der schwangeren Frau — so sagt er einmal — ist von höchster Wirkung. Kann sie ihr Kind durch ihre Wünsche auch nicht zu einem Julius Caesar, Barbarossa oder Albrecht Dürer machen, so hat doch das lusterfüllte Anhören großer Musiker, Gelehrter und ähnlicher Männer eine gewisse, wenngleich oberflächliche Begabung des Kindes in entsprechender Richtung zur Folge. Es ist derselbe Vorgang wie beim Muttermal. Genau so können schlechte, unethische Wünsche der Mutter früher oder später im Kind zum Vorschein kommen. Die Frau kann also viel Unheil am Kind, im «Körperlichen» wie im «Seelischen» verhüten, wenn sie mit dem ihr von Gott gegebenen freien Willen ihre Imagination beherrscht und in gute Bahnen lenkt.

Auch in der *Pathologie* ist die Frau als andere Welt ganz anders zu beurteilen wie der Mann. Nicht umsonst hat Gott im Mann und in der Frau, wie *Paracelsus* sich ausdrückt, zwei verschiedene «*Anatomien*» geschaffen. Dieselben Krankheiten verlaufen bei der Frau anders als beim Mann, auch wenn die Symptome äußerlich die gleichen sind. Die Krankheiten der Frau verlangen andere Medikamente und therapeu-

tische Maßnahmen und vor allem die ständige Berücksichtigung der «matrizischen» Kräfte.

Aber so verschieden die beiden Geschlechter sind, so abhängig ist das Leben der Frau in gesunden und kranken Tagen vom Mann. Der Mann ist der Frauen «Gestirn, Firmament und Himmels». Und wie der Himmel einen anderen Menschen macht, so der Mann eine andere Frau. Modern gesprochen: Der Mann ist das körperliche und geistige Schicksal der Frau. *Paracelsus* zeigt an vielen Beispielen, wie die Frau am Manne krank werden kann. Er kann ihr seine eigenen Leiden übertragen z. B. die Gelbsucht, die Krampfanfälle, die man als Epilepsie und Hysterie bezeichnet, und vieles andere.

Es wäre noch manches zur Pathologie und Therapie der Frau, wie sie *Paracelsus* sieht, zu sagen. Die Zeit ist zu kurz. Seine Frauenkunde zeigt ihn, wie seine ganze Medizin, als den Mann zwischen den Zeiten, dem Mittelalter und der Neuzeit, mit allen Vorzügen und Schwächen seines kosmologischen, dynamischen und oft in Analogien befangenen Denkens. Er kommt nicht durch empirisch gestützte Induktion zu seinen neuen Auffassungen über die Frau und die Sonderheit ihrer Biologie und Pathologie. Er ahnt nichts von innersekretorischen Zusammenhängen. Von seiner Kosmologie und Metaphysik her erkennt er die konstitutionelle Eigenart des Weibes, von hier aus wird ihm der Mann im Seelischen und Körperlichen zum Schicksal der Frau und damit der Blick auf Zusammenhänge gerichtet, die man bis dahin übersehen hat. Von hier aus wird die falsche Theorie von der Allmacht des Geschlechtstriebes und den Schäden der sexuellen Abstinenz überwunden und die Hysterie, die man bis dahin als eine Lokalkrankheit der Gebärmutter angesehen hatte, aus der ganzen Wesenheit der Frau erklärt und von den epileptischen und hysterischen Krämpfen des Mannes nur als besondere Art unterschieden. Aus dem gleichen Gedanken folgt die Erkenntnis, daß bei allen gynäkologischen Erkrankungen eine einseitige Lokalbehandlung ohne Wert ist und immer der Gesamtzustand mitberücksichtigt werden muß.

So zeigt auch seine Frauenkunde, wie so vieles in seinem gewaltigen Lebenswerk, *Paracelsus* als großen Arzt und scharfen Beobachter, der das, was ihn die Erfahrung lehrte, zu einer fruchtbaren Theorie entwickelte, die in die Zukunft wies.

PARACELSUS UND DIE LEPROSA

Von Josef Kimmig, Hamburg

Um das Thema verständlicher zu gestalten, ist es wohl zweckmäßig, wenn wir das Krankheitsbild, das wir heute unter dem Begriff der Lepra zusammenfassen, zunächst etwas näher kennenlernen, bevor wir auf die Gedanken, die sich Paracelsus über diese so schicksalhafte Erkrankung machte, näher eingehen. In den zivilisierten Ländern Europas kommt die Lepra nur noch selten vor; die Gesamtzahl der Leprösen auf der Welt dürfte trotzdem noch 8—10 Millionen betragen.

Der Erreger der Lepra wurde 1873 von dem Norweger Armauer Hansen in Bergen entdeckt. Das *Mycobacterium leprae* verhält sich ähnlich wie die Tuberkelbakterien und läßt sich mit besonderen Färbemethoden in den Hautknoten und im Nasenschleim nachweisen. Während sich aber Tb-Bakterien auf einfach zusammengesetzten Nährböden züchten lassen, ist die Kultur der Lepra-Bakterien bisher nicht gelungen, auch läßt sich das Meerschweinchen, das für Tb-Bakterien überaus empfindlich ist, mit dem Erreger der Lepra nicht infizieren. Ich erwähne das deshalb, weil durch dieses Verhalten der Leprabakterien das experimentelle Arbeiten so außerordentlich erschwert ist. Die Lepra ist ansteckend, da aber die Inkubationszeit 4 bis 10 Jahre betragen kann, ist der Uebertragungsmodus nicht immer eindeutig zu klären. Die Lepra beginnt, ähnlich wie andere Infektionskrankheiten, mit ganz unspezifischen Erscheinungen wie allgemeine Müdigkeit, Kopfweg, Schwindel, Appetitlosigkeit, Durchfälle usw., mit und ohne Fieber.

Die ersten einfach erfaßbaren und sichtbaren Erscheinungen treten an der Haut auf in Form von Flecken, die eine blaurote bis braunrote Farbe annehmen können und die in den mannigfaltigsten Formen bald flach, bald erhaben, ineinanderfließend, abheilend und neu auftretend zur Ausbildung kommen.

Die verschiedenen Formen der Lepra lassen sich unter den Begriffen der knotenbildenden Lepra, der Nervenlepra und einer Mischform, bei der Knotenbildung und Befall der Nerven gleichzeitig vorliegen, zusammenfassen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus kann man alle möglichen Typen unter der lepromatösen und der tuberkuloiden Lepra unterbringen. Bei der lepromatösen Form der Lepra finden sich immer Leprabakterien im Nasenschleim, bei der tuberkuloiden Form sind die Erreger nicht nachweisbar.

Die nervöse Form der Lepra führt zu trophischen Störungen, Geschwüren, Verlust der Gliedmaßen und damit zu schweren Verstümmelungen. Die Krankheit kann sich über viele Jahre und Jahrzehnte erstrecken, sie kann aber auch einmal einen derart heftigen Verlauf nehmen, daß bei dem Betroffenen schon nach Wochen der Tod eintritt. Was für unsere Ausführungen besonders wichtig ist, das ist die Tatsache, daß auch andere chronische Infektionskrankheiten, so die Tuberkulose und die Syphilis, ähnliche Verlaufsformen wie die Lepra aufweisen. Die exanthematischen Erscheinungen des Sek.-Stadiums der Syphilis können den frühexanthematischen der Lepra so ähnlich sein, daß rein klinisch eine Unterscheidung außerordentlich schwierig ist. Die Gummen und tubero-serpiginösen Formen der Syphilis sind den ulcerösen und tubero-ulcerösen Formen der Lepra oft sehr ähnlich!

Die Vorstellungen, die Paracelsus von der Lepra hatte, sind aus den uns vorliegenden alten Schriften nicht ganz einfach in das Denken unserer Zeit zu übersetzen. Wenn wir auf der Platte am Grabmal des Paracelsus in Salzburg lesen, daß er auch Lepra geheilt bzw. behandelt habe, so müssen wir gleich hinzufügen, daß Paracelsus das Wort Lepra für banale Infektionen der Haut, wie z. B. Furunkulose, angewandt hat. Wenn er von der Lepra im heutigen Wortsinn spricht, dann gebrauchte er immer das Wort Aussatz. Man hat bis in die jüngste Zeit geglaubt, Paracelsus hätte die Lepra, die Syphilis und den Skorbut für ein und dieselbe Krankheit gehalten. Im 10. Band der Sudhoffschen Ausgabe der Werke des Paracelsus findet sich eine Abhandlung über den Aussatz, die mit größter Wahrscheinlichkeit von Paracelsus stammt und die noch zu seinen Lebzeiten im zweiten Buch der großen Wundarzney 1536 gedruckt wurde. In dieser Abhandlung berichtet Paracelsus von Gefühlsstörungen, die der Aussatz verursacht, mit folgenden Worten:

«denn am ersten was von dem Aussatz sterben soll, dasselbig wird erstlich entschläfft . . . und aber diese Entschlaffung ist unempfindlich.»

Die Krankheit hat eine «wunderbarliche Wirkung» und er betont, daß dieselbe nicht gleich den ganzen Leib angreift, sondern etwa nur die Lungen oder ein Glied, aber sie breitet ihr Gift über den ganzen Körper aus und bei der «äußerigen infection» ist «er also nicht zu helfen». Für Paracelsus ist der Aussatz unheilbar. Er warnt auch ausdrücklich davor, den Aussatz heilen zu wollen, da er doch unheilbar ist. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß Paracelsus die eindeutigen Formen des Aussatzes, also das, was wir heute als Knotenlepra, Nervenlepra oder verstümmelnde Lepra bezeichnen würden, von der Syphilis oder dem Skorbut abzugrenzen verstand. Wir finden an keiner Stelle seiner Schriften eine Andeutung darüber, daß etwa die Syphilis oder

der Skorbut unheilbar wäre. Ueber die Herkunft und das Wesen der Lepra finden wir bei Paracelsus Angaben, die er in seiner ureigensten Sprache der Chemie zum Ausdruck bringt. Er meint, daß der Aussatz dann entsteht, wenn das «Salz» den Körper verlassen hat, wobei er unter Salz etwas Stoffliches, Erdhaftes, etwas, das nie ganz verbrennen darf, versteht. Mit dem Salz entweicht aus dem Körper auch der Balsam. Das Wort Balsam bedeutet bei Paracelsus das lebenserhaltende Prinzip. Daß im Organismus beim Fehlen von zwei so wichtigen Prinzipien wie Salz und Balsam Fäulung entstehen muß, und zwar eine Fäulung, die den ganzen Körper langsam vernichtet, ist für Paracelsus ein notwendiges, zwangsläufig ablaufendes Geschehen. Hinter diesen Gedanken steckt zweifellos die Beobachtung, daß nicht jeder an Lepra erkrankte, auch wenn die äußeren Bedingungen gegeben waren. Wir würden heute sagen, es muß eine bestimmte Disposition des Organismus vorliegen, damit die Krankheit überhaupt zur Entwicklung kommen kann. Wir sprechen heute von natürlicher Resistenz, ohne daß wir das Wesen dieser Resistenz in allen Fällen erfassen können. Trotzdem wir heute den Erreger der Lepra kennen und über die pathologische Physiologie unseres Organismus glauben, sehr viel mehr zu wissen, können wir noch immer nicht mit Sicherheit sagen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit es zur Entstehung der Lepra kommt.

Noch kurz vor Beginn des zweiten Weltkrieges entwickelte *Oberdörffer* eine Theorie, die die Entstehungsweisen der Lepra erklären sollte. Oberdörffer meint, daß durch Gifte, die mit der Nahrung aufgenommen werden, der menschliche Organismus und seine Reaktionsfähigkeit sich so verändert, daß es zu einer Anfälligkeit gegenüber Leprabakterien kommt. Die Gifte, die diese Veränderungen bewirken, sollen zur Gruppe der Sapotoxine gehören. Die Sapotoxine, die zu den Saponinen gehören, sollen zu Schädigungen in der Nebennierenrinde führen. Da aber die Nebennierenrinde unseren gesamten Stoffwechsel beherrscht, wäre es denkbar, daß eine Schädigung dieses wichtigen innersekretorischen Organs der Entwicklung einer Infektionskrankheit Vorschub leisten würde. Ueberall dort, wo wir in den Tropen die Lepra finden, wird eine Knotenfrucht mit saftigen Stengeln und Blättern als wichtiges Nahrungsmittel genossen, die sogenannte Taofrucht, in der Sapotoxine vorkommen. In Gegenden, wo die rohe Kornrade mitzermahlen wird und so in das Brot gelangt, soll ebenfalls Aussatz beobachtet werden. Ueberall dort, wo die Saponine nicht mehr in der Nahrung vorhanden sind, soll auch die Lepra ohne hygienische Maßnahmen verschwunden sein. Nun, wir wissen heute, daß sich Oberdörffer geirrt hat, aber es war eine gewaltige vergleichende Forschungsarbeit

notwendig, um den Gegenbeweis zu liefern. Ich darf in diesem Zusammenhang noch die Theorie eines bedeutenden und verdienten englischen Arztes, gleich fruchtbar als Chirurg, Augenarzt und Dermataloge namens Hutchinson erwähnen. Dieser überaus begabte Wissenschaftler stellte die Theorie auf, daß die Lepra durch Fischnahrung verursacht würde, insbesondere sollten es faulende Fische sein, aus denen der Aussatz entstand. Im Mittelalter, das ausschließlich von der Kirche beherrscht wurde, wurden während der kirchlich gebotenen Fastenzeiten so viel Fische genossen, daß die Lepra entstehen konnte. Als Hansen das Leprabakterium entdeckte, hat Hutchinson Hekatomben von Fischen mit dem Mikroskop untersucht, um in ihnen den Erreger nachzuweisen (Hutchinson hat seine Theorie 1863 veröffentlicht). Seine Mißerfolge konnten ihn nicht entmutigen und noch 1913, als er starb, war er der festen Ueberzeugung, daß faulende Fische die Ursache für die Lepra wären. 1906 erschien sein Werk, in dem er seine These mit dem ganzen von ihm über Jahrzehnte gesammelten Beweismaterial hartnäckig zu verteidigen versuchte. Dieser Exkurs in unsere Zeit und ihre Anschauungen über die Lepra sollten Ihnen zeigen, daß wir keinen Grund haben, über die Beiträge eines Paracelsus zum Wesen der Lepra hochmütig zu urteilen. Wenn wir heute die Schriften eines Avicenna zu diesem Thema studieren und sie mit den einfachen und klaren Angaben der alexandrinischen Aerzte über den Aussatz vergleichen, dann erst erkennen wir den Rückschritt, der mit der rein dialektischen Behandlung medizinischer Probleme verbunden war. Ganz anders bei Paracelsus; hier finden wir nur Angaben, die durch die unmittelbare Beobachtung am Kranken gewonnen wurden. Die genaueste Schilderung der Lepra finden wir bei Felix Platter. Platter vermag tatsächlich den Aussatz als selbständiges Krankheitsbild abzugrenzen und die Schilderung der Symptome dieser Erkrankung ist nahezu lückenlos. F. Platter war über 30 Jahre als Stadtarzt in Basel tätig und lernte während dieser Zeit über 600 Leprakranke kennen. Auch bei Platter finden wir den Begriff der Disposition, die für die Entstehung der Lepra notwendig sei. Warum er in seinen Schriften den Namen des Paracelsus niemals erwähnt, wissen wir nicht; nun, Paracelsus hatte die Stadt Basel unter Bedingungen verlassen, die es gerade für einen Stadtarzt schwierig erscheinen ließen, ihn in seinen Schriften zu zitieren.

Die Therapie der Lepra

Wenn es Paracelsus auch nicht unmittelbar gelungen ist, eine wirk-same Behandlung für die Lepra zu finden, so hat er doch durch die Begründung der Chemie und der Jatrochemie die Grundlagen geschaf-

fen, auf denen die kommenden Jahrhunderte erfolgreich aufbauen konnten. Er erkannte zuerst die entscheidende Bedeutung der chemischen Zusammensetzung der Stoffe und er sah das Wesen der chemischen Vorgänge in dem Verhalten der Stoffe zueinander. Seine Theorie von den Drei Prinzipien, dem sal, sulfur und mercurius, stellt den ersten Versuch dar, aus der Zusammensetzung der Stoffe ihr Verhalten und ihre Eigenschaften zu erschließen. Sal, sulfur und mercurius sind für ihn die Träger der Feuerbeständigkeit, der Brennbarkeit und der Flüchtigkeit. Diese drei Prinzipien sind nach Maß, Zahl und Gewicht in den Körper eingeordnet. Die Alchemie befreit er von dem Wahn, Gold zu machen und gibt ihr die Aufgabe, arcana zu finden gegen die Krankheiten; Gesundheit ist nach Paracelsus begründet in dem Gleichgewicht zwischen Sulfur, Mercurius und Sal, eine Störung dieses Gleichgewichtes führt zur Krankheit.

Für Paracelsus war die Chemie dazu berufen, Stoffe aufzufinden und rein darzustellen, mit denen man das bei den Krankheiten zerstörte Gleichgewicht im Organismus wieder in Ordnung bringen konnte. Die Reindarstellung der Arzneimittel lag ihm hierbei besonders am Herzen. Schon in seiner frühesten Jugend lernte er in Villach die Arbeitsweise der Bergleute kennen und während seiner Tätigkeit in den Hüttenlaboratorien der Silber- und Bleistadt Schwaz im Tirol hat er selbst praktisch gearbeitet. Die Kenntnis der Darstellung der Metalle, die in der damaligen Zeit bekannt waren, versuchte er nun sinngemäß auf die Darstellung neuer Stoffe anzuwenden. Methoden wie die Sublimation, die Destillation, die Extraktion und das Ausfrieren sind ihm nicht nur bekannt, sondern er versteht sie auch selbst anzuwenden und er hat sie zum Teil weiter entwickelt. Er hat wohl mit als erster es verstanden, durch Destillation den Alkohol hochprozentig bzw. fast rein darzustellen, außerdem müssen wir aus seiner Beschreibung annehmen, daß er aus Alkohol und Vitriolöl den Aether darzustellen verstand. Seine Vorliebe für die deutsche Sprache könnte vielleicht darin begründet sein, daß er brauchbare Rezepte, die sich reproduzieren ließen, wohl nur bei deutschen Hüttenwerken und deutschen Handwerkern kennenlernte. Die «Herren Gelehrten» waren ja viel zu stolz, als daß sie sich selbst mit etwas so niedrigem wie der Materie abgaben, so daß wir in der lateinischen Sprache keine brauchbaren Angaben für die reine Darstellung eines Stoffes finden können. Ja, wir finden bei Paracelsus bereits Gedankengänge, die an die chemische Verwandtschaftslehre anklingen und die das zum Inhalt haben, was wir heute als Affinität bezeichnen. Paracelsus wußte, daß der Mercurius (das Quecksilber) sich mit Metallen amalgamiert und er beschreibt auch sehr schön, daß der Mercurius das mit einem «vil be-

hender tut» als mit dem anderen. Die Behendigkeit, d. h. Geschwindigkeit der Amalgamierung von Quecksilber ist ein Maß der chemischen Verwandtschaft.

Daneben scheint Paracelsus, soweit das mit den damaligen Methoden möglich war, noch das Zink, das Kobalt, das Wismut, das Arsen und das Antimon entdeckt zu haben. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß Paracelsus das Quecksilber, das Kalomel, das Praecipitat sowie Salze des Antimons und des Wismuts äußerlich und innerlich angewandt hat. Vor allem aber war es das Gold, das er in Form von kolloidalen Lösungen innerlich bei der Lepra verabreichte. Das Gold wird übrigens heute noch in Form von Schwefelverbindungen zur Therapie chronischer Infektionskrankheiten verwandt und galt noch vor zwei Jahrzehnten als Spezifikum bei Tuberkulose und Lepra. Damit sind wir bereits bei der Entwicklung der neuzeitlichen Chemotherapie der Lepra angelangt und wenn wir heute in den Diaminodiphenylsulfonen und dem Isonicotinsäurehydracid über Stoffe verfügen, mit denen wir den Verlauf der Lepra günstig beeinflussen können, so ist das die Frucht einer Gedankenwelt, die durch Paracelsus so wirksam gefördert wurde.

WAS SIND DIE «UNSICHTBAREN KRANKHEITEN» DES PARACELSUS

Von Werner Leibbrand, München

Der als modisch gern verlästerte Begriff der Psychosomatik wird wie oft nicht durch Uebersetzung des Wortes geklärt. Vielmehr ist er Ausdruck einer geistesgeschichtlichen Revolte, die sich gegen die einseitige Auffassung vom nur körperlichen Geschehen der Krankheit richtet. Der Begriff formte sich also in unseren Tagen als Folge der Wiederentdeckung der Seele in der Medizin. Um deren Realität sind die modernen Tiefenpsychologen bemüht. Umso eindringlicher wirkt daher auf die Heutigen eine Schrift des Paracelsus aus den letzten reifen Lebensjahren etwa um 1531, die einen der damaligen Heilkunde nicht fremden Begriff der *Unsichtbarkeit* in eigener Darlegung aufnimmt. Die Unsichtbarkeit im Krankheitsgeschehen wurde von jeher als solche gekennzeichnet, und schon in ältesten Zeiten gehörte deren Erkenntnis einer besonderen Arztgruppe an, nämlich dem Psychiater. Von den beiden legendären Arzthelden der homerischen Zeit erkannte man besonders dem Zwillingsbruder des um Troja mitkämpfenden Chirurgen *Machaon*, nämlich *Podaleirios* dieses Wissen um das Unsichtbare zu. Er ist der eigentliche Urheld der Psychiatrie in mythischem Gewande.

Für Paracelsus ist die handfeste Welt, in der wir stehen, nun gewiß kein reines Gebild von Menschenhand, und insofern ist auch diese handfeste, sichtbar geschaffene Welt nicht etwa von der unsichtbaren Gottes abgetrennt.

Aber Paracelsus weiß, daß etwa der Chirurg und der tägliche Praktiker dennoch mehr dem sichtbaren Leib des Menschen zugewandt sind, er weiß, daß dieser sichtbare Leib nur der halbe Mensch ist. Paracelsus braucht sich diese Erkenntnis nicht wie wir erst durch einen revolutionierenden Neubegriff wie den der Psychosomatik klar zu machen. Indessen will er sich der anderen Hälfte, der unsichtbaren — wie er sagt — ebenfalls «im Lichte der Natur» zuwenden. Das Unsichtbare wird nicht etwa nur im luftleeren Raum spekulativ erträumt. Es wird vielmehr, wie Martin Heidegger sagen würde, durch eine zureichende Fragestellung sichtbar. Paracelsus sagt: «... das der ander halbe mensch auch vorhanden ist, und das nit allein fleisch und blut der mensch ist sonder noch ein körper, der den groben augen zu klar (sprich zu fein) ist, in demselbigen die krankheiten ligen und uber dis alles di unsichtbaren ursachen diser krankheiten alle». Dies ist das Anliegen, das ihn in dieser Schrift über die Unsichtbaren Krankheiten

beschäftigt. Aber was sind es nun wirklich für Ursachen, die hier «unsichtbare Krankheiten» erzeugen können? Im Argumentum zählt er sie auf: Krankheiten, «so uns der glaube gibt und soweit der glaube begreifen und erfassen mag.» Dann Krankheiten, aus den «impressionibus des verborgenen himmels», schließlich Krankheiten der *Imagination*, also der Einbildung und Krankheiten, die mit den Heimlichkeiten der natürlichen Kräfte zusammenhängen, die wider die leibliche Vernunft wirken.

Die erste Gruppe der Krankheiten, «so uns der glaube gibt» stellt also eine bis dahin nicht verfaßte und uns heute wesentlich interessierende Psychopathologie des Glaubens dar. Das Wort *Glaube* wird hier zunächst ganz wissenschaftlich allgemein genommen und so fragt er: «wie es geschehe, das der glaub den Leib krank mache.» In dieser allgemeinen Frage liegt eine erhebliche Fülle von Möglichkeiten. Sie ist also noch nicht verweltlicht zurückgeschnitten, wie in unserem heutigen Denken, bei dem Hilfsbegriffe wie Suggestion, Autosuggestion, hysterische Einbildung etc. den Zugang zu dieser allgemein menschlichen Grundbefindlichkeit des Glaubens verstellen, als sei Glauben an... überhaupt schon wissenschaftlich vernunftwidrig. Aus solcher Verengung mußte beispielsweise dann Erwin Straus in seiner Monographie über Suggestion die allgemein menschliche Situation dieses Glaubens erst wieder herausheben. Bei Paracelsus wird das Gesamtgebiet unter dem Glaubensbegriff zusammengeschaut. Glaube hat Stärke und Kräfte. Er ist «eines Werkmanns Instrument», er ist also für die Menschen allgemeinverbindlich, kann aber instrumental mißbraucht werden. Der leiblichen Waffe, also dem Instrument analog ist er ein «Geist», eine geistige Waffe. Mit dieser können wir Gutes und Schlechtes vollbringen, wir können gesunde Stärke erzeugen, aber auch Krankheiten machen. Wir können Leute tot beten, können sie krumm und lahm machen, vor allem aber natürliche Krankheit verkehrt und unnatürlich machen. Glaube als Mißbrauch erzeugt, wie wir heute in der Erbbiologie sagen, ebenfalls *Phäkokopien* echter Krankheiten des Leibes. Für Paracelsus wie für die Tiefenpsychologen sind solche Krankheiten dann nicht nur «einfach nervös», sie sind Realitäten, wie C. G. Jung sagt, wenn er echte Zwänge einer Neurose wie seelische Krebse behandelt.

Aber die Sache liegt für Paracelsus noch komplizierter. Wir können nämlich durch falschen Glauben zwar krank machen und werden, wir können aber den Glauben nicht dazu benutzen, um gesund zu werden. Dies geschieht «nur durch Gottes Barmherzigkeit.» Mit andern Worten: es ist Hoffart, den Glauben selbständig zur Gesundung zu

benutzen. Daher sagt er: «Darbei wird auch gröblich vergessen, das sich keiner kan gesunt glauben, er sei dan durch misbrauch des glaubens krank; darzu gehört di gesuntheit des aberglaubens». Und diese ist eben Scheingesundheit.

Nach dieser allgemeinen christlich-existenziellen Situationsklärung beginnt ein für seine Zeit aufklärender Teil. Er nennt nun Mißbrauchsarten des Glaubens. Nicht die beleidigten Heiligen schicken bestimmte Krankheiten. Krämpfe werden nicht von Sankt Valentin gesandt, wenn auch die Menschen den rätischen Apostel aus dem 5. Jahrhundert immer noch als Patron der Gichtiker und Epileptiker verehren. Das ist zweierlei. St. Quirinus schickt nicht aus Rache *corrosiv* wirkende Podagra, Ischias und Arthritis, Antonius der Einsiedler ist kein Vulkanus, der das Antoniusfeuer sendet, also den heute als Ergotismus bekannten Gliederbrand, und der hl. Veith hat nicht die Tanzwut, jene viele Jahrhunderte währende Bewegungspsychose ganzer Volksgruppen erfunden.

Wenn Paracelsus solche Krankheiten auf elementische und astrale Ursachen zurückführt, so ist dies geschichtlich gesehen nicht etwa neuer Aberglaube, sondern der Versuch, in echt aufklärender Weise, naturwissenschaftliche Gründe für diese Krankheitsgeschehen ausfindig zu machen. Er untersucht, wie er das selbst nennt, «im Lichte der Natur». Denn es gibt eben «ein natürlich aufbrechen des fleisches und der haut» wie bei den Corrosivkrankheiten, es gibt «einen natürlichen lauf der Menschen, der durch die elementen und astra gegeben wird». Er entzaubert auf solche Weise die Neurose der Zeit, die in mißbrauchendem Glauben die Realität von historischen Krankheiten erzeugt; sie ähneln echten Krankheiten, die also Phänokopien dieser sind. Der Arzt, der diese Zusammenhänge als Psychotherapeut nicht kennt, vermag daher differentialdiagnostisch diese Verwicklungen nicht zu entwirren.

Paracelsus hat noch einen weiteren Begriff seiner neuen Psychopathologie nutzbar gemacht, der ihm aus der Alchemie geläufig war, nämlich die Imagination. Dieser heuristisch so wichtige Begriff ist im Lauf der Geschichte langsam verwässert worden und praktisch in Vergessenheit geraten. Imaginatio ist nämlich für Paracelsus nicht einfach Einbildung im vulgären Sinne, also nicht einfach «ein Ins-Blaue-Phantasieren», sie ist vielmehr eine allgemein menschliche Fähigkeit aktiver geistiger Arbeit, die zwar der Frau mehr eignet als dem Mann, diesem jedoch in keiner Weise abgeht. Sie ist eine «aktive Hervorrufung von inneren Bildern, also eine Denk- oder Vorstellungslei-

stung». Sie ist daher im Spiele bei der Erzeugung leiblicher Symptome, sie reicht als nicht ohne weiteres krankhaftes, sondern als echtes psychosomatisches Phänomen von der suggestiven Quaddel über die eingebilddete Schwangerschaft bis zur Stigmatisation. Sie hat für den heutigen Menschen, der durch einen abstrakten Verweltlichungsprozeß gegangen ist, scheinbar an Gefahren eingebüßt, weil sie an Verfügbarkeit verloren hat, sie war aber für den Menschen des 16. Jahrhunderts eine jener bedeutenden Gefahrenmomente, die seine existenzielle Aengstigung dauernd wach hielt. Und daher bemüht sich Paracelsus, die Krankheiten der Imaginatio besonders eingehend zu schildern. Auch bei ihrer Wirkung kommt es zu Phänokopien. So vermag die Imagination einer Mutter, die sich ein Genie vorstellt, also ein inneres Bild von ihm konkret entwirft, dieses auf das kommende Kind zu imaginieren; aber nun entsteht kein echtes Genie, sondern ein Scheintalent, wie er sagt, «fliegend in den Gedanken». Daß diese Imaginatio für den neuplatonisch Denkenden damaliger Zeit in Zusammenhang mit den Sexualgeistern des Incubus und Succubus gebracht werden konnte, ist verständlich. So wird die Imagination der heimlich Buhlenden in Gedanken zu einer sozialen Gefahr. Ein in solchem Sinne imaginativ geprägtes Sperma kann, wie er sagt, «durch die geist vertragen werden, die zu nacht wandeln». Unter Würmern und Kröten wird es ausge tragen «vermittels der Nachtgeisten» und so entstehen alle jene Fabelwesen, die dem archetypischen Bestand des Menschen angehören. Selbst die Möglichkeit der Entstehung des durch den Blick tötenden Basilisken war gegeben. Diese Realitäten der Seele sind bei uns nicht geschwunden, sie leben im Kollektiv-Unbewußten fort und werden in Träumen verwirklicht, in Wahnvorstellungen heutiger Kranker geschildert.

Schließlich erörtert Paracelsus in aufklärendem Sinne noch die chemisch-physiologischen Heilkräfte organischer Abkunft, wie sie bei Leichenzersetzung entstehen. Er faßt sie zusammen im Mumienbegriff. Ihre Wirkung sei von vielen als heilig erachtet worden, indessen «erfint sich im licht der natur, das nicht allein doctores auf erden seind, sonder auch in der erde das nicht allein die kraft in der natur sei, den lebendigen nach zu laufen, sonder eben als wohl den toten».

Dies ist in groben Zügen geschildert der Inhalt dieser Schrift, die als Psychopathologie des Glaubens wohl einzigartig ist. Es hat später noch manche Arbeiten über die Untersuchung des religiösen Wahnsinns gegeben — erinnert sei an das Werk des aus der Romantik stammenden Psychiaters Ideler — aber der Ausgang von einer anthropologischen Grundsituation im philosophischen Sinne ist erst in unseren Tagen

wieder von neuem versucht worden. Die Tiefenpsychologie und die der Existenzphilosophie nahestehende und von ihr ausgehende Daseinsanalyse etwa Ludwig Binswangers bemühen sich um ein interpretatives Verständnis psychopathologischer Inhalte. Die Medizingeschichte ist besonders geeignet, dem Studierenden die Brücke zur Vergangenheit zu schlagen; er kann ihrer insbesondere in der Psychopathologie nicht entraten, will er die seelischen Wirklichkeiten seiner Kranken fruchtbar, also helfend verstehen.

PARACELSUS ALS CHRONIST

Von Gotbert Moro, Klagenfurt

Im Jahre 1502 kommt der damals etwa achtjährige Theophrastus Paracelsus mit seinem Vater Wilhelm Bombast von Hohenheim aus seinem Schweizer Geburtsort Einsiedeln nach Villach. Hier wirkt sein Vater 32 Jahre lang bis zu seinem Tod am 8. September 1534 als der Artzney Licentiat. Hier verbringt Theophrastus seine frühe Jugend, hier erlebt er das pulsierende Leben der in jener Zeit des deutschen Frühkapitalismus blühenden Draustadt, über die Blei aus dem nahen Bleiberg, Gold und besonders Eisen aus dem Lande nach Venedig verfrachtet werden, hier wächst er unter seinem ersten und einflußreichsten «Unterrichter», seinem Vater, auf und gewinnt entscheidende Eindrücke für sein Leben. Wann diese Villacher Jugendjahre enden, wissen wir nicht. Obwohl er, von einem wahrscheinlichen Aufenthalt vor August 1524 in Villach und von einer Erwähnung des Warmbades Villach abgesehen, jahrelang nicht mehr dieses Landes gedenkt, kann er es nicht vergessen haben. So war es auch. Vielleicht im letzten Viertel des Jahres 1537, jedenfalls noch vor dem 12. Mai 1538 ist er nach langer Fahrt zuverlässig wieder in Kärnten. An diesem Tag erhält er den Kundschaftsbrief, den er sich von Richter, Rat und Gemeinde der Stadt Villach über Leben und Tod seines Vaters erbeten hatte. Und in Kärnten bleibt er nun mindestens bis Anfang März 1540; es ist sein längster nachweisbarer Aufenthalt in einem Lande. Dies hatte seinen Grund. Denn in Kärnten überreichte Paracelsus am 24. August 1538 der Landschaft des Herzogtums Kärnten seine Verteidigung «Defensiones septem», eine Streitschrift mit den Aerzten «Labyrinthus medicorum errantium. Vom Irrgang der Aerzte», und eine medizinische Schrift, «Das Buch von den tartarischen Krankheiten», die sogenannten «Kärntner Schriften». Er leitete sie mit einem Widmungsschreiben ein, worin er erklärte, daß er dem «ander mein vaterlant, . . ., welchem von einer löblichen Lantschaft vil zucht, ̊r und guts bewisen worden, das ich bilich an stat meines vaters seligen in dankbarkeit mich erzeige, welche ich mit embsiger achtung höher zu beschehen nit befinden mag, als so ich dise drei bücher offerir und ver̊r, das die löbliche gemeine lantschaft desselbigen ein sonderlich wissen hab zu nuz meniglichen kranken im erzherzogtumb Kernten». Und in der Beschlußrede bittet er, die Stände sollen die Werke «annehmen und von wegen christlicher liebe dem truck uberantworten». Der Widmung war auch eine Schrift beigegeben, die uns hier vor allem interessiert, die «chronica und

ursprung dises lants Kernten»; sie zeigt uns Paracelsus auf einem Gebiet tätig, das fernab von seinem eigentlichen Arbeits- und Forschungsbereich lag, als Chronisten. Sie ist, wenn sie auch vielleicht die Stände zur Drucklegung geneigter machen sollte, dennoch mehr als eine Tendenzschrift, sie ist die erste im Druck vorliegende kurze Ueberschau der Geschichte Kärntens vom «Ursprung» des Landes bis in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und reiht sich so in gewisser Hinsicht in die territoriale Historiographie des 15./16. Jahrhunderts ein, die zwar schon unter dem Einfluß des Humanismus steht, aber volkstümlich und naturgemäß deutsch geschrieben ist, wobei Paracelsus im übrigen wie sein Vorgänger in der Kärntner Geschichtsschreibung, der im Jahre 1500 verstorbene Jakob Unrest, als Chronist noch «der im Erlöschen begriffenen alten Richtung in der Geschichtsschreibung» angehört; er ist wie jener «kunstlos, aber doch mehr als ein bloßer Annalist oder trockener Chronist», übernimmt jedoch kritiklos z. T. unsinnige Ueberlieferungen, wie z. B., daß «die Philistiner in diesen Landen viel gewohnt haben» und «Kaiser Friederichen dem Dritten angezeigt worden, daß Samson in diesen Landen gewesen sei» u. dgl. Oder wenn er berichtet, daß Friedrich Barbarossa «aus angesippter Freundschaft» mit den Kärntner Herzogen, die ihm Weiden (= Udine) in Friaul bauen und brechen geholfen hätten, zum Gedächtnis im Herzogtum Kärnten (!) das Stift Innichen im Pustertal gebaut habe, und von einem Wunderwerk berichtet, wonach «derselbig Barbarossa der Groß den Stift Ingingen mit etlichen Bildern geziert», darunter «ein Bild gehauen ist worden in Gestalt eines Mönchs mit einer gegürtelten Gürtel und bloßem Kopf, wie die Mönch pflegent, und ob desselbigen Haupt mit großen Buchstaben auf die Weis LVTERUS geschrieben, welches wohl etlichs Teils vom Wetter und Alter nicht leicht erkenntlich, man sehe es dann wohl an. Was solches vor ein praesagium sei, mag ein jeder bei ihm wohl ermessen», eine Fabel, die noch Crusius in seine 1595 erschienenen Annales Svevici und der Kärntner Historiker Hieronymus Megiser in seine Annales Carinthiae (1612) übernimmt. Wenn auch Paracelsus seine Chronik als einen — beabsichtigt *kurzen* — Auszug aus älteren, damals zum Teil noch ungedruckten Chroniken verfaßte und damit derartige Fabeln nicht auf ihn selbst zurückgehen, so erweisen sie doch, daß er, der auf seinem Gebiet sonst tiefgründige Forscher, auf dem der Geschichtsschreibung ein Fremdling war. Dahin gehört auch, daß er aus der im übrigen als erstes kritisches Geschichtswerk Deutschlands geschätzten Weltchronik des Johannes Naclerus (1514), die er als einzige seiner Quellen namentlich nennt, die Herkunft Deutschlands von Japhet und die Abkunft der deutschen Nation von Tuisco und Teuto, Kindern Japhets, herleitet; wie sich diese «in

hohen deutschen Landen», so habe sich Samo, eines aus den Kindern Japhets, «in den Landen Carinthiae» niedergelassen und «von wegen des gesippten Blutes» die drei schwarzen Löwen (auf goldenem Grund) im Wappen übernommen, die von Tuisco und Teuto auf Svevus, den ersten König in Schwaben, geerbt worden waren. Mit diesen Fabeln sind aber die unsinnigsten der Chronik erwähnt. Im übrigen sind darin, von vereinzelt Irrtümern abgesehen, historisch begründbare oder Eigenheiten und Ereignisse des Landes mit einem historischen Kern kurz zusammengefaßt, wenn auch von Methode keine Rede sein kann und in der zumeist kompilatorischen Arbeit die sichtende Hand des Historikers fehlt und die Auswahl des Berichteten das persönliche Interesse des Chronisten verrät. Es mangelt auch nicht an naiven Etymologien, darunter der Erklärung des Namens Kärnten, worüber es bei Paracelsus heißt: daß die Römer das Land so sehr vor anderen geliebt haben, daß «sie ihm einen besonderen Namen geben aus der Liebe, so sie zu diesem Land gehabt haben, nämlich Carynthiam, das ist quasi caritas intima, im Deutschen abbreviiert Kärnten geheißen, von den Windischen» — es ist die einzige Stelle, wo Paracelsus von der slowenischen Bevölkerung im Lande spricht — «Quarenden».

Es ist erst in vereinzelt Fällen gelungen festzustellen, was Paracelsus aus älteren Chroniken, auf die er sich mehrmals beruft, übernommen hat. Er muß aber mit Eifer die ihm zugänglichen einschlägigen Schriften benützt haben, denn er berichtet, wenn auch etwas unklar, über das Einschrumpfen des seit 976, endgültig 995 selbstständigen Herzogtums Kärnten, dessen Herzog bis ins 11., z. T. noch ins 12. Jahrhundert über Venetien, Istrien, Friaul, Krain, die Steiermark und bis ins heutige Ober- und Niederösterreich gebot, die 1. und die 2. (von Salzburg ausgehende) Christianisierung des Landes, gibt einen z. T. ursprünglichen Bericht über die wissenschaftlich noch immer umstrittene Form der Herzogseinsetzung in Kärnten, den Uebergang des Landes an die Habsburger, er spricht von den reichen Schätzen und Funden der antiken Stadt auf dem Zollfeld (nämlich Virunum), die freilich nicht der «hunnische Wüterich» Attila zerstört hat, er weiß von der Zuwanderung von Bergleuten, die aus «Liguria» nach Oberkärnten gekommen, wie aus dem Norden Friesen und Sachsen eingewandert seien, nach denen Friesach seinen Namen hätte, und er erwähnt die Zerrissenheit des Landes durch die zahlreichen fremden Herren, die im Lande Besitz hatten, wie das Erzstift Salzburg und das Bistum Bamberg usw., wobei er mit Recht sagt und damit die historisch bezeugte Schwäche des Kärntner Herzogs kennzeichnet: «Und wenn ein Reich in ihm selbs dermaßen zerteilt ist, so muß es desolaciones gedulden.» Er kennt die kirchliche Gliederung des Landes und nennt im besonderen

den zum Kampf gegen die Türken von Friedrich III. 1468 gegründeten Georgs-Ritterorden in Millstatt, wie er begreiflicherweise auch auf die furchtbaren Türkeneinfälle zu sprechen kommt. Als erster gibt er für Klagenfurt eine humanistische Etymologie entsprechende Erklärung, daß Claudius Romanus Klagenfurt, «im Latein Forum Claudii geheiß», gebaut hat, während er Villach nach «Ptolemäischen Schriften» eine besondere Stellung in antiker Zeit, allerdings auch eine andere Lage zuspricht. Hier nennt Paracelsus Orte, die ihm besonders vertraut waren, ebenso hebt er auch die alte Herzogstadt St. Veit und das goldreiche Lavanttal hervor und vor allem wird er ausführlicher und persönlicher, ja überschwenglich in der Betonung des Erzreichtums des Landes, in der Beschreibung der Bodenschätze und — wohl auch im Gedenken an seinen Vater — bei der Hervorhebung der «künste in der Arznei», wie er auch als Arzt auf die Heilquellen in Einöd und im Lavanttal hinweist; er sagt: «ältere Bergwerk mögen die Chroniken nit anzeigen, sonder sind erstlich in diesen Landen gelernt worden und dann in ander Länder getragen und dem nachfolgenden in anderen Ländern auch Bergwerk gefunden worden und nach dem Kärntischen Brauch in das Werk gebracht.» (Man möchte an den bei Agricola 1556 in seinem Werk «De re metallica» beschriebenen «Kärntner Ofen» für das Bleischmelzen denken.) «Sich befindet auch, daß in Germanien die ersten Künst in der Arznei am subtilsten da fürgenommen sind worden.» Und er erwähnt das «wunderbarlich Bleierz» zu Bleiberg, das Hüttenberger Eisenerz, Alaun-, Vitriol-, Golderz, «das Erz Zinken, der weiter in Europa nit gefunden wird», Zinnobererz mit Quecksilber, Goldkies, mancherlei Marcasiten, weiße, rote und schwarze Talken sowie Granaten im «alten Kärnten» im Lungau, und fügt dieser Aufzählung an: «Und so die Berg in Kärnten möchten als ein Kasten mit eim Schlüssel aufgetan werden, wo möcht man größeren Schatz finden?»

Freilich unterläßt er es nicht, daran seine «alchymistischen» Ansichten über die Entstehung dieser reichen Bodenschätze anzuschließen. Aller Anfang der Siedlungen, meint er, komme «vom Bergwerk her». Auch die Seen des Landes «liegen in goldreichen Boden». Entsprechend der unter dem entscheidenden Einfluß des Enea Silvio in der humanistischen Geschichtsschreibung Deutschlands üblichen Verbindung historischer und geographischer Interessen finden sich auch bei Paracelsus — allerdings nur angedeutet — geographische Gedanken.

Die Chronik hat bisher kaum eine Würdigung gefunden. Die «Kärntner Schriften» wurden entgegen dem Druckversprechen der Stände zur großen und letzten Enttäuschung des Paracelsus, der Jahr um Jahr gewartet hatte, nicht gedruckt. Erst nach seinem Tode er-

schiene sie und damit auch die Chronik im Kölner Byrckmann-Druck des Jahres 1564, zehn Jahre hernach edierte sie mit anderen «Kärntner Schriften» Adam von Bodenstein in Basel, 1575 kam sie gesondert als lateinische Ausgabe bei Mylius in Straßburg heraus. 1588 liegt die erste Kritik über Paracelsus als Chronisten Kärntens vor. Der Verfasser der «Historia Carinthiaca», der ersten Landesgeschichte Kärntens, Michael Gotthard Christalnig, bezeichnet darin seine Vorgänger Unrest, Paracelsus und Lazius «mehr Consarcinatores als Authores Classici . . .», so von Kärndten angefangen haben, zuschreiben, aber mit einer solchen abgehauener Kürze und vnrordenlich(en) Austhailung der Jaren, dz es mehr für eine vermischung der Historien, als für eine ansehnliche Historia kan angesehen werden,» und der schon erwähnte Megiser, der das Werk Christalnigs zu seinen «Annales Carinthiae» verarbeitete, bricht überhaupt den Stab über Paracelsus, indem er bei der Erwähnung der 1608 bei Nerlich in Leipzig erschienenen Epitome Chronicorum Carinthiae Theophrasti Paracelsi bemerkt: daß «der Autor (er sey nu gewesen wer er wöll) viel ungründlicher falscher und ungereimter ding von diesem Land fürgibt so mehr auszulachen als wert daß mans widerlege . . . Da doch ein blinder greiffen kann daß dergleichen Fabeln allen warhafften Historien zu wider sein». Wie er bezeichnet noch 1701 der Autor der Germania Austriaca (Granelli oder Reiffenstuel) die Erklärung Carinthia aus caritas intima als ridicula, lächerlich. Und gerade diese Erklärung scheint uns für die Beurteilung der Chronik bemerkenswert zu sein. Denn der Wert dieser Chronik, die seit dem Erscheinen der Annales Carinthiae Megisers (1612) nur noch ganz selten beachtet wird, liegt unserer Meinung nach nicht im Inhalt, wenn sich auch einzelne Angaben als historisch verwertbar erwiesen; ihr Wert liegt vielmehr darin, daß sie ein Ausdruck der innigen Liebe, der caritas intima, des Paracelsus zu Kärnten, seinem zweiten Vaterland, ist, «in welchem», wie er in der Widmung an die Stände sagte, «zweiunddreißig Jahr mein lieber vatter gewont hat, gestorben und vergraben» ist. Es ist wie ein Dank an die Wahlheimat seines Vaters, an das Land seiner frühen Jugend.

Wenn das Land Kärnten im Jahre 1955 das 1538 von den Landständen gegebene Druckversprechen erfüllte, indem es die «Kärntner Schriften» und damit die Chronik des Paracelsus herausgab, so sollte dies auch eine Anerkennung dafür sein, daß uns Paracelsus mit seiner Chronik ein frühes und dauerndes Zeugnis der Kärntner Heimatliebe hinterließ, die sich seit seiner Zeit mehrmals und unter großen Opfern in der Geschichte des Landes bis heute bewährt hat. In diesem Sinne steht Theophrastus Paracelsus auch als Chronist lebendig in unserer Zeit.

PARACELSISCHE ZAUBEREI

Von Will-Erich Peuckert, Göttingen*

Der Ausdruck «paracelsische Zauberei» rührt eine Frage an, die zu beantworten es einer langen und weitschichtigen Untersuchung bedürfte. Wenn Sudhoff einmal klagte, es sei unmöglich, die Stellung Paracelsi in der Medizingeschichte zu fixieren, weil man vom Vor und Neben noch zu wenig wüßte, die paracelsische Zauberei ist noch viel weniger greifbar und geklärt. Was beispielsweise Lynn Thorndikes «History of magic» im fünften und sechsten Bande 1941 beizubringen hatte, berührte nur einige außenseitige Probleme. Erst eine Geschichte der Zauberei und magischen Wissenschaft des fünfzehnten Jahrhunderts gäbe uns die Möglichkeit, die paracelsische Zauberei von Grund auf zu erfassen. Man müßte sowohl die populäre Zauberei, wie sie in Hartliebs «Puch aller verpoten kunst» begegnet, wie die gelehrte, von der etwa Petrus von Abano sprach, studieren, man müßte philosophia adepta und die der philosophia adepta huldigenden Männer kennen, man müßte begreifen, was durch J. Trithemius und seinen Kreis geschah, man müßte die «Renaissance» der magischen Weisheit durch Agrippa untersuchen, man müßte die «Höllenzwänge» datieren, man müßte den kabbalistischen Einflüssen nachzugehen versuchen, — und hätte dann doch nicht mehr als erste Fäden, oberflächlich gegliederte Systeme in der Hand. Von diesen soeben skizzierten Vorerörterungen aus würde ein am Thema Interessierter seine Untersuchung anzulegen haben.

Nur aber täte noch ein zweites: das, was nicht allein die paracelsische Zauberei, sondern das ganze Thema «Paracelsus» angeht und betrifft. Man kann es in jedem «Seminar» bemerken und ein nicht sehr kleiner Teil der Paracelsus ins Auge fassenden Aufsätze zeigt es ebenso: sehr viele um das Problem Bemühte setzen paracelsische Begriffe unseren heutigen gleich. Wenn Paracelsus «philosophia» sagte, meinten sie, es sei ein dem cartesianischen oder kantischen oder aristotelischen entsprechendes Denkgebäude. Wenn er vom «Chaos» sprach, vermuteten sie dahinter jenen griechischen Begriff, der einen bestimmten Zustand der Materie meinte. Wenn er von «doub» sprach, dachten sie an einen Gehörkranken, während Paracelsus unter dem «Tauben» den Un-

* Vortrag an der Jahresversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft in Einsiedeln vom 9./10. Oktober 1954.

sinnigen versteht. Mit andern Worten: man macht bei der Lektüre seiner Schriften die Beobachtung, die jeder junge Germanist beim Lesen mittel- oder althochdeutscher Texte macht: die Wörter gleichen fast alle den von uns gebrauchten; sie meinen aber anderes als sie heute meinen. Nun scheint das für den ersten Augenblick nicht weiter schlimm; man braucht ja nur, denkt man sofort, in einem Paracelsus-Wörterbuche nachzusehen, was «philosophia» oder «doub» bei ihm bedeutet, und gibt dann das «veraltete Wort» mit einem ihm gemäßen neuhochdeutschen wieder. So einfach jedoch ist unser Bedenken nicht zu lösen. Nämlich —: als ich in meinem zweiten Semester war und meinte, daß ich das Mittelhochdeutsche jetzt ganz ausgezeichnet könnte, verdarb mein Lehrer mir den Spaß, indem er nicht nur sagte, sondern es mich auch merken ließ: Das Mittelhochdeutsche ist eine Fremdsprache, wie nur irgend eine. Und ganz dasselbe gilt für Paracelsus. Auch er spricht eine «Fremdsprache», eine fremde Sprache. Das heißt: daß man ihn längst noch nicht versteht, wenn man die ungeläufigen Vokabeln durch geläufigere «übersetzt»; man muß vielmehr erst «paracelsisch denken» lernen, ehe man ihn versteht. Wie einer «französisch denken» lernen muß, der französisch sprechen will. («Gloire» hat man noch lange nicht verstanden, wenn man auch «Ruhm» an seine Stelle setzt; «diu mâte» ist mehr und anderes als «das Maß».)

Ein paracelsisches Beispiel zu dem Punkte! Es heißt in *De caduco* (Werke, edid. Sudhoff I 8, 334): der Mensch sei aus dem Limbus gemacht. Limbus ist ein dem Mittelalter ganz geläufiger terminus; er meint den Lehm, die Erde, von welcher Genesis 2, 7 ja die Rede ist, und es liegt nahe anzunehmen, daß sachlich hier die Bibel, im terminus die mittelhochdeutsche Sprache ihn bestimmte. Aber nun heißt es im *Opus Paramirum*: «nun ist der limbus Himmel und Erden, ober und unter Sphaer, die vier Element, und was in ihr ist. Darumb er (scil. der Mensch) billig den Namen hat Mikrokosmos, denn er ist die ganze Welt» (vgl. auch *Phil. sagax*: I 12, 52 und 55). Damit bekommt der terminus ein anderes Gesicht; es handelt sich nun um die paracelsische Mikrokosmoslehre. Um eine im Grunde neuplatonische, nicht aber biblische Idee. Das aber läßt Parallelitäten der Anthropologie zu der Kosmologie vermuten.

Ein weiterer, schon öfters angerührter Fall! Der Hohenheimer spricht von Sulphur, Sal, Mercurius als den entscheidenden oder Grundbausteinen alles körperlichen Seins. Sal, Sulphur und Mercurius erwecken die Vorstellung, und haben sie bei Generationen von Alchemisten auch erweckt, es handle sich hier um Natriumchlorid NaCl, S oder Schwefel und Quecksilber: Hy. Bereits das siebzehnte Jahrhundert experimentierte drum mit diesen Elementen, und Paracelsus

hat dazu durch seine Begründung dieser Hypothese ein Erkleckliches beigetragen, indem er die drei nämlich chemisch definierte. In Wahrheit sind ihm die drei jedoch Grundwesenheiten, Bestimmtheiten oder Gerichtetheiten; er nennt sie drum «Prinzipien». Daß er sie so wie chemische Substanzen oder vielmehr Prozesse definierte, liegt wohl daran, daß er das ganze körperliche Sein als einen chemischen Prozeß verstand, den Magen etwa als eine Retorte ansah, die Verdauung als Veraschung usw. Wer also Sol, Sulphur, Mercurius als chemische Begriffe nahm, der hatte recht — und er verstand den Hohenheimer doch daneben.

Ich möchte noch an einen dritten paracelsischen Begriff erinnern: Tugend. Nichts scheint uns einfacher zu begreifen als gerade dieser terminus, denn wir besitzen ihn noch in der Sprache und wir gebrauchen ihn in einem ähnlichen Sinne wie er. Aber doch nur in einem ähnlichen, und deswegen eben können wir ihn nicht verstehen. Es heißt bei Paracelsus mehrere Male: Kräuter hätten die und jene Tugend. Das sagt zunächst: die oder jene innewohnende Kraft, vermöge welcher sie Arznei sein können. Nun wäre es ja begreiflich, «Kraft» als «positive Wirkung», «virtus» oder «Tugend» zu verdolmetschen. Aber wer dann «De vera influentia rerum» in der Philosophia magna I aufschlägt, der findet: «Wan man fragt, was hat dis kraut für eine kraft? und man sagt, es hat die kraft, so muß man bedenken, wer der ist, der im die kraft geben hat. so wirt niemants gefunden, der das vermöge, als allein Got. Nun Got hat das kraut geschaffen, aber die tugent darinnen nit. Dan ein ietliche tugent ist unbeschaffen; das ist, Got ist on anfang und nicht beschaffen» (Werke, edid. Sudhoff I 14, 215). Tugend, die Kräfte, sind hier «Emanationen Gottes». Gott ist in seiner Schöpfung. Aus seiner Schöpfung kann man ihn erkennen. In seiner Schöpfung kann man, und das ist die Grundlehre der auf Paracelsus stehenden «Pansophia», ihn ergreifen.

Ich habe eben drei beliebige termini gewählt und angerührt. Ihre Betrachtung zeigt, daß eine Kenntnis der Bedeutung seiner Wörter, ein Paracelsus-Wörterbuch, eine sehr vorläufige Hilfe ist. Daß sich dahinter «paracelsisch zu denken» als entscheidende Forderung erhebt. Das wurde zwar schon oft gesagt, aber man hat es ebenso oft vergessen. Erst, wenn wir paracelsisch denken lernen, werden wir uns aber von den irrümlichen Deutungen und Auslegungen, die noch umgehen, zu befreien vermögen.

An dieser Erkenntnis hängt noch eine zweite und wahrscheinlich noch entscheidendere. Wenn, werden wir behaupten dürfen, die paracelsischen Wörter eine andere Bedeutung als die heutigen haben, wenn er mit uns heut nicht geläufigen Begriffen operiert, dann müssen wir

doch wohl fragen, ob er nicht auch mit uns heute nicht geläufigen Gedankengängen operiert. Oder, mit einem freilich sehr abrupten Worte gefragt: ob er nicht durchaus anders denkt als wir? Ob unser Denksystem mit seinem übereinstimme oder nicht? Das wieder würde heißen: ob unsere Denkwege noch die sind, die er geschritten ist?

Ich rühre damit an eine dem Volkskundler heute geläufige Uebersetzung. Wir wissen, — Spengler hat es zum Beispiel an der Mathematik gezeigt, ich zeigte es an dem Phänomen, das «Ehe» heißt, — daß jede «Kultur ein nur ihr eigentümliches Gesicht, einen ihr eigentümlichen «Sinn des Lebens», eine ihr eigentümliche Deutung alles Seins, ein eigentümliches Denken, Suchen, Finden hat, und daß sie es in ihr allein gehörigen, für sie eigentümlichen Begriffen «sagt». Deswegen, — ich füge gleich als hier nicht weiter erörterbare, aber doch sehr leicht beweisbare Feststellung hinzu: daß die «Kultur» der paracelsischen Jahre mit der unsrigen sich nicht deckt, (vgl. meine «Große Wende» 1948) — deswegen sind unsere Denkprozesse ebenso im Inhalte wie im Ziel von denen Paracelsi unterschieden, deswegen sind die ihm eigentümlichen Denkwege nicht die unseren, deswegen verstehen wir seine Begriffe nicht mehr, seine termini nicht mehr, — deswegen muß er als Fremdsprache, ja beinahe als eine Sprache, zu welcher uns nur noch tastende und errahnende Zugänge möglich sind, gelesen werden.

Als eine Welt, für deren Begreifen — neben anderen Systemen — vielleicht auch das der Alchymie geeignet scheint. Ich glaube, daß ich für diese Behauptung, (ebenso wie für die andere, daß uns aus der Astrologie ein Weg zu ihr erwüchse), einige Zustimmung finden werde. Aber ich möchte diese rasche Zustimmung gleich zerstören. Denn was ist eigentlich Alchymie? Wir haben ein halbes Dutzend «Geschichten der Alchymie», die etwa von Kopp, von Bertholet, die große von Lippmann oder als letzte Thorndikes «History of magic and experimental science». — Der Titel von Thorndikes heute sechsbändiger Geschichte, der magic, die dunklen oder geheimen Wissenschaften, mit experimental science zu verknüpfen sucht, zeigt, daß man diese Wissenschaften als «Vorstufen» späterer anzunehmen pflegt, Magie als eine frühe und noch tastende Physik, Astrologie als eine Art Astronomie und Alchymie als eine noch recht unzeitige Chemie. Auch das ist richtig und doch wieder falsch. Gewiß, die Alchemisten produzierten chemische Prozesse, sie operierten mit Chemikalien und sie kannten die Reaktionen dieser oder jener Elemente, auch viele Verbindungen derselben, und die magiebeflissenen Gelehrten kannten die *laterna magica*, das griechische Feuer, Spiegelerscheinungen, die Taucherglocke usw. Aber ist das Physik, Chemie, Botanik und Astronomie?

Was ist Chemie? Ich meine Chemie in unserer Auffassung und in unserer Zeit. Es ist die Analyse der materiellen Stoffe. Es ist das Fragen nach den Bausteinen der Materie, nach den «Elementen». Es ist das Wissen um diese Bausteine, ihre Art und ihre Wertigkeit, um ihre Bindungen, ihr Atomgewicht und ihre Stellung im System. Es ist ein Fragen nach der Quantität. Ich «kann Chemie», wenn ich die Elemente kenne, ihre Verbindungen kenne, sie berechnen kann, aus diesen Berechnungen sie herstellen kann, ein Wissen also um Gewicht und Maß und Zahl.

Die Alchymie ging anders vor. Sie suchte die Tinktur, die Edles aus Unedlem machen will, die Blei tingiert und es in Gold verwandelt. Sie suchte, sagte ich. Und Suchen ist ein Fragen, kein Errechnen. Es ist ein Horchen, Prüfen und Probieren. Wer sucht, so heißt es in der Bibel, und so übernahmen es Paracelsus und die Paracelsusjünger, wer sucht, der findet. Es ist nicht nur Maß und Zahl. Es ist ein Anklopfen und Empfangen, eine Gabe, wie Dorns alchymische Mystik oder mystische Alchymie behauptet hat. — Kann man ein solches Tun, ein beinahe zaubrisches oder religiöses, nun als eine Vorstufe der Chemie bezeichnen? Und etwas Entsprechendes gilt für die Magie als einer Vorstufe der Physik.

Wir werden deswegen weder von einer «frühen» oder «Vorstufe» der Chemie, noch von der frühen oder Vorstufe der Magie zu sprechen haben; wir können, nur weil die Alchymie und die Chemie mit Schwefel und Zinkoxyd und Blei und Kupfer operieren, in diesen beiden doch noch nicht die selbe Wissenschaft erkennen; sie müßten zu mindest sich in ihren Methoden oder Zielen decken, aus einem gleichen geistigen Fragegrunde kommen. Daß all das fehlt, das zeigt, daß sie in ihrem Ausgangspunkte ganz verschieden sind. Daß zwei verschiedene Fragestellungen — und mit diesen zwei verschiedene Denksysteme vorgelegen haben und vorliegen. Daß zwei verschiedene Denkinhalte, zwei verschiedene geistige Haltungen sichtbar werden.

Wenn aber nun zwei verschiedene geistige Haltungen sichtbar werden, dann muß die paracelsische Denkwelt nicht nur eine von der unseren unterschiedene, sondern auch eine in sich runde und geschlossene sein. Wie unsere Denkwelt eine in sich gerundete und geschlossene ist. Und beide stehen wie zwei Sonnen, zwei getrennte kosmische Bezirke, wie zwei Welten nebeneinander, ja vielleicht einander gegenüber.

Ist das, so wird man noch ein übriges behaupten dürfen: wie keine Sonne besser oder schlechter als die andere ist, wie jede für sich ganz «richtig» ist, so sind auch diese beiden Denksysteme richtig. Gleich wert. Und keines besser oder schlechter als das andere. Keins göltiger

oder weniger gültig als das andere. Sondern ein jedes ganz in sich geschlossen und in sich vollkommen.

Der Zauberer Paracelsus muß aus seinem, für ihn gültigen Denksysteme verstanden werden.

Ich gehe, um dieses zu ermitteln, von der folgenden Ueberlegung aus: was von den paracelsischen Schriften heute verunechtet worden ist, sind alchymistische Texte: *De tinctura physicorum*; *Thesaurus alchemistarum*; *Coelum philosophorum*; *Manuale de lapide philosophico medicinali*, und *Ratio extrahendi . . . mercurium*; daneben stehen magische und astrologische: *Archidoxa magica*; *Liber principiorum*; *De occulta philosophia* und mehrere *Prognostica*, und auch die beiden nächsten, den *Liber Azoth* und *De Pestilitate* wird man eher zu den magischen als den medizinischen Schriften rechnen müssen.

Man kann mir leicht entgegenen: unechte oder zweifelhafte Schriften! Ich würde darauf bemerken: erstens, wenn ein Mensch beachtet wird, ahmt man ihn nach. Fälscht man auf seinen Namen und sein Name muß die Fälschung decken. Zweitens: man schiebt ihm solche Bücher unter, um deren Themen willen er beachtet worden ist. Anders gesagt: den medizinischen Krämern gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war der Name Paracelsus nicht sehr interessant; sie fälschten wenig oder nichts auf seinen Namen, denn es rentierte nicht. Sein Medizinerien galt nicht viel. Den Alchymisten und den Magiern aber war er wichtig. Und denen galt er. Denn man sah seine Magie als die richtige und vollkommene an.

Was aber war nun seine Magie?

Ich greife nach dem *Liber de imaginibus*, (den man in seiner zeitlichen Stellung nicht recht hat fixieren können). Er scheidet zwischen *magia naturalis* und *illicita* (cap. 2. 11). *Magia illicita* oder *Nigromantia* ist zu fliehen, «dan Virgilius und seine nachfolger», die sie trieben, «haben durch große und gewaltige *coniurationes*» Wunderbarliches «zu wegen gebracht und die teufel und bösen geister» zu beschwören gewußt; die andere aber, die natürliche, handelte nur durch Glauben und Imagination. «Dan es wil sich bei keinem christen gebürn, anderst zu hantlen, dan was der glaub und die imagination vermag. und wider den glauben sol kein christ hantlen» (cap. 11).

Und um die Frage an einem Beispiel zu erläutern: es ist dem Menschen möglich, «allein durch glauben und starke imagination . . . ein stimm oder antwort aus den lüften zu haben, als oft wir wollen oder begeren. und bedarf keiner berufung oder beschwerung, wie die gro-

ben unverständigen nigromantici und teufelsbeschwerer sagen: wan man ein geist oder allein ein stimm aus den lüften haben wil, müß man gewaltige coniurationes tun gegen allen vier enden der welt, mit lauter rufender stimm, und darzu gehören noch vil ceremoniae, circuli machen, rauchwerk, casteien, auch reine heilige kleidung Salomonis und seine sigilla», aber das ist ein teufelsbündnerisches Unterfangen; «darumb hüten euch alle, die da christen sein», davor. «Wie wir im aber tun sollen, das wir ein stimm oder antwort auf unser frag überkomen, ist durch ein solch exempel in den weg zu verstehn. gleich als wan ich zu einem saget, gang hin an das ort bei der nacht, stehe under dem himel und merk fleißig auf umb die zeit, wan die glock so vil schlegt, wirstu ein stimm aus den lüften hören, die wird dir sagen und antworten, was du begerst. nun der selbig glaubet kreftig meinen Worten und gieng hin und wartet auf die stimm, und sein glaub und sein imagination were so stark in im, das er an gar nichts anderst könnte oder möchte gedenken, dan das er allein der stunt und der stimm wartet, die im allein in seinem sinn lege: ietzt würde nun one zweifel der selbig ein stimm hören, wie eins menschen stimm, aber nichts leiblichs sehen» (cap. 11). Wir würden aus den Materialien unseres Denksystems erklären, es handle sich hier um eine autosuggestive Wahrnehmung oder Täuschung. An etwas Ähnliches denkt auch Paracelsus; aber zunächst hat er zwei andere Möglichkeiten der Erklärung: «Solche stimmen sind nicht alle mal von ascendenten, sonder auch vil mal von engeln und dienstbaren geistern, darvon die epistel zun Ebreern sagt.» Den teuflischen Helfern und Dämonen stehen hier also himmlische gegenüber, einer magia illicita die coelestis, die man später als die «weiße» bezeichnen wird.

Daneben und das ist mir in diesem Augenblick wichtiger, steht magia naturalis.

Von dieser magia naturalis hat der Hohenheimer einiges beschrieben: sie hat sehr viel mit Bildern und Figuren zu tun (cap. 1), und diese Bilder und Figuren bieten eine ganze Reihe Möglichkeiten. So haben die Chaldäer und Assyrer «bilder gemacht, die sich bewegt, geret und zeichen getan haben» (cap. 2), also eine Art von Automaten. Daneben «ist möglich alle ding zu lernen, propheceien und weissagen, von vergangen, gegenwertigen und zukünftigen dingen, allein durch bilder und figuren. also mag man auch alle künst lernen und anzeigen durch bilder, als wol als durch schriften und bücher. wie dan Petrus de Abano sein kunst magiam und nigromantiam durch bilder und figuren zu Padua hinder im verlassen hat» (cap. 2). Bilder sind also eine Art von Schrift; wer sie zu lesen weiß, der weiß, was einst geschah und was die Zukunft bringen wird; in Bildern schrieb Gott

ja auch das Weltgeschehen und -werden auf. Bilder sind ferner eine magische und verborgene Schrift, durch welche man ein Geheimnis aufschreibt und es doch verbirgt, — man wird an die ägyptischen Hieroglyphen und die Meinung über diese denken müssen. Entsprechendes sagt das folgende Kapitel: «Sehet an die heiligen propheten, fürnemlich aber Esaiam und Ezechiel und Sant Johannem, disen ist das geheimnus des reichs gottes alein durch bilder und figurn, so sie im schlaf oder geist gesehen, erofnet worden. sehet auch an die alten wunderbarlichen bilder und figurn, so zu Nürnberg im Cartheusercloster sind gefunden worden, was sie für eine große, wunderbarliche bedeutung haben aus der magica uber das ganze pabstumb», die joachitischen Papstweissagungen, und «sehet auch an Hermetem, Geberum und andere philosophos vil mer, haben sie nicht auch ire kunst alchimiam und spagiricam merer teils durch bilder und figuren aus der magica angezeigt?» (cap. 3). Magie ist also ein Wissen um Geheimnisse, das man durch Bilder und Figuren auszusagen wagte.

Es handelt sich aber nicht nur um Geheimnisse und Erkenntnisse, die in das menschliche Leben und die Zukunft langen. Auch die von Gott ausgehenden Emanationen¹ oder «Tugenden» können so verrätselt werden. Das Lesen der Bilder nennt er Chiromantie. «Und das solt ir wissen, das der chiromantie vilerlei sind, und nit alein die, so in henden der menschen zustehen, darnach den menschen zu urteilen, warzu er geneigt sei und was im begegnen und guts und bös widerfahren werde, sonder es seiend der chiromantien noch mer, ein chiromantia der kreuter, ein chiromantia des laubs an den beumen, ein chiromantia des holz, ein chiromantia der felsen und bergwerk, ein chiromantia der lantschaften durch die straßen und wasserflüß ... (cap. 8). Gott also hat seine »Aussagen« in die Kräuter und die Berge, die Landschaft, in der die Flüsse und Straßen die «Buchstaben» sind, und schließlich in Sterne und Tiere und die Menschen eingeschrieben; das ist das von der Pansophie beschriebene und gepriesene «Buch der Natur», in dem man seinen Autor, Gott selbst finden und begreifen kann. Die Chiromantia kennt und liest die «Signatur» der Dinge. «Durch die kunst chiromantiam, physionomiam und magiam ist möglich, gleich von stunt an dem eußerlichen ansehen nach eines jeden krauts und wurzeln eigenschaft und tugent zu erkennen an seinen signatis, an seiner gestalt, form und farben, . . . dan got hat im anfang alle dise ding fleißig unterscheiden und keinem wie dem andern ein gestalt und form geben, sonder einem ieden ein schellen angehenkt» (cap. 9). Und um nun gleich von einer solchen Schellen noch ein Wort zu

¹ Vgl. *De vera influenza rerum* (14, 213 ff.).

sagen: «Seht an die wurzel satyrion, ists sie nicht gestalt wie eines mans scham? niemand kan anderst sagen, darumb sie durch die magicam anzeigt und durch die magica ist erfunden worden, das sie den mannen ir verlorne mannheit und unkeuschheit wider bringt. also die distel, stechen ir bletter nicht wie die nadeln? dis zeiches halben ist durch magiam erfunden worden, das kein besser kraut ist für den inwendigen stechen» (cap. 9). Magie kennt also die «Tugenden» der Gewächse; ich darf ergänzend bemerken: alle heimlichen Tugenden der Gewächse, oder noch besser: die in den Kräutern wirkende Emanation des Höchsten.²

Die hier erörterte paracelsische Magie ist keine illicita, sie ist magia naturalis, ein Fragen nach den vom Schöpfer in die Schöpfung gelegten Geheimnissen, Tugenden und Bedeutsamkeiten. Gott gibt auf dieses Fragen selbst die Antwort: in Signaturen, Bildern und Figuren. Den durch den Schöpfer gegebenen Zeichen treten nun andere, sozusagen nur halb göttliche, nachgebildete an die Seite: «Die characteres . . . sind nicht ungleich den bildern. dan dardurch kan man auch ein ding anzeigen, und vil dardurch zuwegen bringen, als durch ein kreftigs wort oder namen, und sind doch weder wort noch namen. seind aber doch so vil, dan sie seind der wörter und namen bilder und figuren» (cap. 10), also eine Art Abbreviatur und Wiederholung jener Wörter. Als eine «Wiederholung» können sie neben die Namen treten und deren Macht und Kraft dadurch verstärken: «So aber die wörter und namen darzu komen und auch darbei sind, die sie uns bedeuten und durch die magia anzeigen, sind sie so vil dester kreftiger und doppelt in irer kraft und tugent.»

Als irgendwie fixierte und bekannte Zeichen sind sie dem einen freilich ebenso zugänglich wie dem andern, dem Bösen wie dem Guten und dem Teufelsbündner wie dem «weißen» Zauberer: «Es ist zu beklagen, das die ausgelofnen und kein nuze losen freihartsbuben, die man vor jarn fahrende schüler hat genant, die characteres und wörter also über die maß in verachtung gebracht durch ir frevenlich erlogten fürgeben und selbs erdichte falsche character, wörter und namen. nemlich das sie den nerrischen einfeltigen leuten auf papir und pergament character und wörter geben für dise oder jene krankheit, für den teufel,

² Es darf an diesem Orte ergänzend darauf hingewiesen werden, daß Paracelsus an ein correlativum zwischen «Kraft» und «äußerer Form» zu glauben scheint. Denn eine bestimmte Kraft prägt sich an allen ihren Erscheinungsorten in den gleichen äußeren Formen aus: die männliche Potenz beim Manne im scrotum, in der Pflanze Knabenkraut in den dem scrotum ähnelnden Wurzelknollen usw.

für böse geister, für zauberei, hexerei, für gespenst, für ertrinken, für verbrennen, für feint, für waffen etc., so man die bei sich trag. also etlich so mans in eim haus hab, mögs nit verbrant werden oder weder hagel noch schauer darein schlagen. wiewol ich zulaß, das solches alles den charactern und wörtern möglich ist; ich sag aber den gerechten und nit den falschen. dan ir sehet ein exempel an der planeten character, so die selbige recht gemacht werden, in irer eignen influenz, was sie wirken und vermögen. als der character solis erhöht den menschen in ehr und gut, der character martis macht sighaft wider alle feint, der character veneris macht lieb und angenehm den leuten . . .» (cap. 10).

Den Bildern, um uns zu diesen wiederum zurückzuwenden, gehört natürlich auch das wächserne Menschennachbild an, das er als Menschlein oder kleiner Mensch, Homunculus, bezeichnet hat. (Homunculus ist also nicht das Menschenkind in der Phiole, das Goethe im «Faust» erscheinen läßt, es ist ein Menschenbild aus Wachs, (das man in Deutschland auch als «Atzelmann» bezeichnet hat). «Darumb werden dise bilder homunculi genant, das sie sollen alle gestalt und glitmaß haben wie ein mensch, iedoch nicht als groß als ein mensch, sonder als klein mans machen kan. in denen werden volkommenlich volbracht alle operationes der menschen, alle kreften der menschen und willen der menschen» (cap. 12). Sie gleichen den Menschen — ebenso im Aussehen wie in seinem Denken. Sie gleichen im Aussehen nämlich einem ganz bestimmten Menschen; sie gleichen im Namen, denn man tauft sie auf des Menschen Namen; sie gleichen im Geiste: «Die homunculi und bilder müssen nun gemacht werden nach den influenzen und nach dem innern wesen des menschen. die selbigen influenzen müssen aus dem innern wesen gehn in das eußer wesen, das ist aus dem menschen in ein homunculum» (cap. 12).

Was ist dies innere Wesen, um das doch noch kurz zu streifen? »Der mensch hat in im auch die astra und das gestirn, gleich als wol als das ober firmament. die selbigen astra und sternern ligen nun verborgen in dem mente, das ist in des menschen gemüt» (ebd.). Es ist des Menschen geistiges oder firmamentisches Wesen. Das Firmamentische im Menschen, — hier erscheint die paracelsische Anthropologie, die eine Entsprechung seines kosmologischen Systems gewesen ist, und die dem Menschen eine Seele, seinen göttlichen Anteil, gab, daneben den Körper, den sie aus dem Limus kommen ließ und endlich das geistige Wesen, das dem «Firmament» entstammt. Ich möchte heute diese seine Lehre nicht im Einzelnen erörtern; ich wollte nur zeigen, daß das Richtungsgebende seines magischen Systems in seinem soeben angedeuteten philosophisch-anthropologischen Entwurfe lagen.

Ein dem soeben Vorgetragenen Entsprechendes bietet auch die Sagax dar. Ihr ist Magie Erkennen, Denken, Urteilen und Verstehen, das heißt ein Ueben der dem firmamentischen Menschen eigentümlichen Kräfte. «Ein arzt weiß und kent alle kreft, die in den kreutern seind; solchs weiß auch der magus, was das in sternen ist (Werke, edid. Sudhoff I 12, 132). Und ebenso: «Dan nicht anderst ist die magica zu verstehen, dan als eine hohe arzney, die da allein hantlet aus dem firmament und im firmament» (ebd. 135). — Ich deutete die für Paracelsus gültige Anthropologie schon an: der Mensch besteht aus Leib und Seele, aus dem tödlichen und untödlichen Leibe. Der Leib wiederum ist ein sichtbarer und ein unsichtbarer, der sichtbare von den Elementen und der unsichtbare vom Gestirn. Der sichtbare ist der Körper mit den körperlichen Aeüßerungen, mit Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Arbeiten und Feiern. Der unsichtbare oder gestirnte oder firmamentische Leib ist der, von dem Verstand und Denken, Liebe, Stolz und Ehrgeiz kommen. Nun merket, «das der recht mensch das gestirn ist. dan weder hent noch füß geben kein menschen, allein die natürliche weisheit und die natürlichen künst geben den menschen.»

Natürliche Künst, das sind die firmamentischen. Die aus dem Gestirn. Und ist das Nutzbarmachen der Einwirkungen des gestirnten, firmamentischen Seins, das Nutzbarmachen der dem «Himmel» eigentümlichen verborgenen Kräfte. «Der arzt zeucht die kraft aus den kreutern und heißt das selbig ein remedium; das selbig ist klein in seim gewicht und hat vil wisen und matten in seiner faust. das ist, wisen und matten seind nicht die arzney, allein der auszug ist die arzney. also mag auch der magus vil wisen im himel in ein kleines steinlein bringen und das heißen ein gamaheu oder ein imaginem oder einem characterem, dan die ding seind büchsen, in die der magus behelt dise siderisch kreft und tugent» (ebd. 133).

Mit diesem seinen «Ausziehen» und Verbringen der Kräfte in die Steine, die Gemmen und Talismane werden, macht er Gott, den Schöpfer, nach, der seine Kräfte emanierete und sie in der Schöpfung niederlegte. Er macht Gott nach und er vollendet gleichsam Gottes Werk, wie er — erkennend — dem allweisen Gotte nahe und ähnlich wird. Denn Gott will ja erkannt werden und begriffen sein aus seinem Werk. «Darauf wissent, das Got zu eröfnen die heimlikeit im gestirn ein solche lieb darzu tregt, das er von wegen der selbigen den microcosmus (also den Menschen) geschaffen hat, — nicht allein in dem gestirn, das heimlich zu offenbaren durch des Menschenwerk, sondern auch alle natürliche mysteria der elementen zu offenbaren» (ebd. 58 f.).

Und so wird denn der Magus naturalis ein Beauftragter des Höch-

sten, ein Gottes, des Schöpfers Werk Vollziehender: «Dan es seind heiligen in Got zur seligkeit, heißen sancti, seind auch heiligen in Got zu natürlichen kreften, heißen magi. Got ist wunderbarlich in seinen heiligen, beide im reich Gottes und in der natur; das andern nicht möglich ist zu tun als allein die, denen es in sonderheit geben wird. also ist die underscheit zwischen sanctum und magum, das der sanctus aus Gott, der magus aus der natur wirket» (ebd. 130). Er ist ein Heiliger, weil er ein Gebotenes tut. Geboten ist aber, Gottes Geheimnisse zu entdecken und zu brauchen. Wenn Paracelsus in der *Philosophia sagax* einmal sagt: «*Philosophia adepta* zeigt an alle heimlichkeit der natur in allen iren mysteriis» (ebd. 200), so braucht er mit «*philosophus adeptus*» nur einen andern Namen für den Mann, den er bisher als Magus bezeichnet hatte und beschrieb. «Die kreuter, wurzen, samen, beum, frucht etc. und alle edelgestein, das auf erden ist und in den vier Elementen, die seind nicht anderst dan als buchstaben, die erwas in inen haben und vermögen; niemants weiß aber nit, was die selbigen buchstaben in inen begreifen. Nun können die kreuter und samen mit uns nicht reden, also das sie selbst sagten, das und das ist in mir. . . . Wie sol man nun erfahren, was doch in inen sei? dan der mensch sols und muß wissen . . . Nun aber zu erforschen, was in kreutern ist, darzu gehört *philosophia adepta*, die selbig weiß alle verborgene ding, alle heimlichkeit, alle arcana der natur, was in einem ieglichen kraut, samen, wurzen etc. befunden ist. Wöllen wir nun lernen und erfahren, was himlisch, das ist firmamentisch in den irdischen corporibus, oder was elementisch in inen ist, so müssen wir das lernen von dem *philosopho adepto*» (ebd. 195).

Magie ist also bei Paracelsus keine Narrheit und kein Gauklertum. Magie hat mit dem allem, was wir heute Magie heißen, nichts zu tun. Sie spielt bei ihm nicht aus der Tasche und sie ist kein Hexenwerk, sie läßt in keinem albertinischen Wintergarten Früchte reifen, sie fährt nicht auf dem Mantel oder in den Auerbachschen Keller, — sie ist Erkennen der firmamentischen Kräfte in den elementischen Dingen, Erkennen der Emanationen Gottes in der Schöpfung und ihr Brauchen.

Und diese Anschauung reicht hinüber bis in seine Kärntner Jahre. Die stehen, wie ich im Vorwort zu den Kärntner Schriften 1955 zeigte, im Zeichen und im Ergreifen des adeptischen Erkennens. Im Zeichen der *philosophia*, welche er von seinem Vater einstmalis lernte, dem in den Hütten vor Einsideln medicinierenden adeptus. In seiner «Großen Wundarznei» hatte er sich schon einmal auf ihn berufen und in der *Sagax*, wie ich ja soeben zeigen konnte, wie er sich in der Kärntner Schrift vom Tartarus auf die beinahe vergessene beruft; im Labyrinth zieht er sie und die Magie von neuem an als die, durch welche

man die Tugenden in Gras und Kraut entdecken könne. «Nit das die glider der hölzer, der kreuter, der rüben gesehen werden (scil. in der Anatomia der Kunst Medizin), wie sie inwendig sind, sonder da werden gesehen die kreft und tugent» (Werke, edid. Sudhoff I 11, 206). Und weiter: die Krankheiten sind im Menschen verborgen und es ist not sie zu entdecken, «das muß durch den sidereum corpus beschehen, derselbig sicht in die natur wie die sonn durch ein glas . . . Also sind in den kreutern auch glider. das ist ein herz, das ist ein leber, das ist ein milz etc. nach inhalt des menschen.» Daß da wirklich ein Herz, eine Leber sei, «ist nicht, sonder es ist ein kraft und ein tugent dem herzen gleich.» Nicht sichtbar sind sie darin, «sonder in spiritu. dan in spiritu ligt die erznei und nit im leib», das heißt nicht in dem Corpus des Krautes. «Dieweil nun die hilf der kranken dermaßen ein spiritus ist, und ligt verborgen vor dem elementischen leib und allein dem siderischen offenbar, ietzt folgt nun das magica zu leren hat, und nit der Avicenna, noch Galenos, und allein die magica ist praeceptor» (ebd. 204 f.). Und viel, so heißt es am Beschlusse des eben angedeuteten Gedankenganges, «hab ich gedacht und gemelt der magica, und noch oftermals der erfindung der heimlikeit der natur in disen büchern, auch in andern» (ebd. 205). Er, der philosophus adeptus Theophrastus Paracelsus, hat also der magica gemeldet und gedacht, und hat in diesen Büchern wie in andern die großen Geheimnisse der Natur beschrieben und erforscht, — er ist ein Magus. Und was seine Bücher an Geheimnissen enthalten, das sind Erkenntnisse und sind wesentliche Dinge der Magie.

Ich sagte soeben, daß der Magus die Geheimnisse der Natur beschreibe, — das nämliche behauptete Paracelsus vom philosophus adeptus. Die oft dafür zitierte Stelle aus der «Großen Wundarznei» erklärt: «Die philosophi haben langem leben nachgedacht und das lang leben für ein großen schaz gehalten, darin sie in kriegern und blurvergießen nit geschickt warent noch begirig. haben also großen fleiß gehabt, wie sie das leben aufenthielten. soliches hat sie getriben in die künst der natur, die selbigen kreft zu erfaren, als dan vilfeltig bei inen geschehen, und zusamen gesamlet, was zur gesuntheit gedient hat. domit habent sie sich geeußert von denen, die der weisen feint gewesen sind, und sich zusamen gehalten. darauf haben sie in der bereitung der dingen und kreften kein gerechten ganzen grunt gehabt, aber denselbigen bei den alchimisten gesucht und bei inen anzeigung gefunden; da ist auferstanden der arznei bereitung. do haben die philosophi und die alchimisten zusamen gehaufet . . .» (Werke, edid. Sudhoff I 10, 352). In diesem

Satze wird erstens ein uns schon Bekanntes festgestellt: daß die philosophi adepti nach den «Kräften» in den Dingen forschten. Dann aber erfahren wir noch ein zweites: daß sie zwar die Kräfte der Natur erkannten, in deren Bereitung — und der ganze Context läßt erkennen, daß mit «Bereitung» die Herausarbeitung aus einer sie umhüllenden Materie, die Zubereitung der Arznei gemeint sei, — also darin nicht recht vorangekommen seien. Sie fanden und erkannten die Kräfte, aber wußten sie nicht recht zu präparieren. Sie waren, wenn man so sagen darf, die theoretischen Erkennenner, die Praxis jedoch, die Ausarbeitung, überließen sie den Alchymisten, (wobei man nicht so an die Goldköche und die Schwindler denken darf, als an die Männer, welche die «Tinkturen» zu bereiten wußten). Es liegt mir hier aber weniger daran, dieser Frage nachzugehen, als festzustellen, daß die philosophi adepti oder magi zumeist dem «Theoretischen», dem philosophischen Grunde nachgetrachtet haben. Sie waren philosophi, — und wenn man diesen terminus genauer zu bestimmen sucht, Erkennenner der Heimlichkeiten, der geheimen Kräfte der Natur. Deswegen ja auch Erkennenner der Arzneien, denn wisset, «das im anfang ehe und die arznei anfang, do sind die ersten arzten, die magi heißen werden, erstanden» (De characteribus, Werke I 14, 323).

Magie, das heißt aus einem erkennenden, systematischen Grunde denken. Wenn er in seinem Traktate De virtute imaginativa davon handelt, daß viele anscheinend wunderbare Dinge durch Imagination geschehen, dann sucht er die Imagination aus seinem Systeme zu erklären. «Also muß man den menschen teilen in zwen leib, in den, den wir sehen, und in den, den wir nicht sehen . . . Wie der mensch, der durch den leib sein werk volbringt, geben sind sein notturft, instrumenten und zeug, dorzu er geordnet ist. also auch ist der selbigen gedanken geist geben das jenig, so er die verwilligung hat, das selbige auch zu bauen . . . Der mensch hat sein gute werkstat, die ist nit not für zu legen. nun aber vom unsichtbaren der gedanken, wie die selbigen werken merken. die sonn hat ein schein, der ist nit greiflich, und aber er brent heuser ab, macht feur, kolen, eschen. nun was ist imaginatio anderst, als ein sonn im menschen, die dermaßen wirket in sein globum, das ist, do hin sie scheint? als die sonn scheint do auf den boden; nun der mensch imaginirt auf den boden. nun zu gleicher weis, wie die sonn am selbigen ort irn gewalt hat, also auch am selbigen ort die imaginatio, so sie dermaßen volent wird, das in den effectum komen mag wie die sonn» (Werke I 14, 309 f.). Auf diese, wie ich soeben bemerkte, systematische Behauptungen folgt dann ein Dutzend und mehr Fälle: «Als ein exempel: es wer einer, der het sein imagination dermaßen gefertiget, das er ein andern begert zu erstechen, und

in der imagination wird der erstochen, das ist . . . » und es folgt eine weitere Erörterung, oder «das ist war, der so scharf fantasirt und im ein grunt fürnimpt zu weissagen, und er mißt hin und her die ding, der bringt sein geist dahin, das er zur weissagung kompt, das ist, auf den grunt zukünftiger dingen. also auch geschicht solches, das die frauen in traum in der fantasei etc. dahin geführt werden, imaginirt ein solches und sie tunts etc., so geschichts. vil die nichts darumb wissen, darumb das sies nicht wissen, darumb imaginiren sies nit. darauf auch folgt, das man die frauen nit sol allein lassen, nit melancolisiren, sonder frölich behalten, und bein leuten lassen wonen, nichts seltsams sagen, fürbilden, sonder gar in einfalt ziehen und nit aus der weichen lassen. dan so heftig sind ir imaginationes . . . » (ebd. 314 f.). Aus diesem Texte läßt sich, meine ich, zweierlei erheben. Zuerst: die von dem Hohenheimer besprochenen «magischen» Phänomene erscheinen in seinem und werden aus seinem philosophischen System erklärt. Er nennt sie nicht nur und gibt nicht nur die notwendigen Rezepte an, wie man sie machen und verursachen könne, sondern sie sind ihm «Belege», das Sichtbarmachen und die Verifikationen seines Denkgebäudes. Das zweite: entgegen der Bemerkung, die Karl Sudhoff ausgesprochen hat: befreudlich am Liber de Imaginibus sei «die Behauptung, daß der Weg zur Praktik über Theoretik und Spekulation gehe, es muß erstlich alles erspekuliert werden», während doch nach Hohenheim die Theorika aus der Praktika fließen muß» (Werke I 13 Vorrede XI), ich sage: entgegen dieser Behauptung sind die meisten paracelsischen Schriften so gebaut, daß er zunächst den Grundriß seines philosophischen Gebäudes gibt, dem dann die «Fälle» und beweisenden Experimente folgen.

Doch wieder zur paracelsischen Magie! Philosophia adepta hat er sie genannt und sie ist auch, wie langsam sichtbar wurde, richtige Philosophie, die auf die Praxis sich beziehenden Angaben nur ein Nebenbei. Das lehrt auch ein entsprechendes Beispiel aus dem Liber de characteribus: «Dieweil nun der teufel, die unreinen geister, dermaßen ein liecht der natur haben, das sie wörter für kreuter brauchen und der gleichen namen. warumb wolten wir dan nit das selbig auch nemen als ein natürlich kraft? hat nit got den wörtern mer kraft geben im bethaus, das wir erhört werden, das mer ist, dan das ander alles? wiewol er uns nit wörter in der arzney hat geben, noch seggen für hauen und stechen, noch blutstellung . . . Doruf merken nun, die geister und himlischen kreften können uns nicht anderst helfen, dan durch die namen und wörter. so wir sie haben, so haben wir den garten ir arzney. nun wissen also, das natürlich arzney ist, der nam wie ein kraut, das kraut wie ein nam, allein underschiden in der sichtigen und unsichtigen

natur und beid im natürlichen licht. wie sie aber an uns langen, das wissen, das im anfang ehe und die arznei anfang, do sind die ersten artzen die magi heißen werden, erstanden . . . » (Werke I 14, 322, 323). Es scheint mir übrig, weitere Belege und Beweisstücke anzuführen; die eben zitierten lehren bereits, daß Paracelsus ein System geschaffen, Magie als Wissen und Erkennen aus dem «Lichte der Natur» verstanden hat.

Von hier aus ist es nun lockend, seine zaubrischen Schriften anzusehen. Ich nenne «zaubrisch», was als praktisches Rezept geboten worden ist, und «magisch», was aus seinem hier nur angedeuteten Systeme gilt. Die zaubrischen Schriften Paracelsi aber sind gar keine paracelsischen Schriften, es sind ihm zugeschriebene; unbekannte Hände schufen sie, (vgl. dazu die auf die Spuria bezüglichen Bemerkungen meiner «Pansophie» 1956², 254 ff.). Ich greife aus ihnen die bekannten «Archidoxis magicae libri VII» heraus. Dort heißt es im Liber sextus: De compositione metallorum: «Es ist nicht minder, das die compositionen der metallen große ding wirken in den ubernatürlichen dingen, das in vil und mancherlei weg zu beweisen ist, wie hernach weiter angezeigt, dan würdest du alle siblen metallen nach rechter ordnung zusammen sezen und mit einander schmelzen in ein metall, so wirstu haben ein solches metall, darinnen alle die tugenden der siblen metallen stecken und verborgen ligen. die hast du hie in disem einigen metall alein, welchs wir hie electrum nennen», und aus einigen Seiten, die von seinen Wunderwirkungen handeln, folgendes: «Damit wir auf die practik unsers electri komen, so wir vornen angefangen haben meldung zu tun, welchs nach himlischen lauf und nach den coniunctionen der siblen planeten componirt und zusamen vereinigt muß werden, und ist der proceß seiner practica also: Erstlich hab acht auf ein coniunction saturni mit mercurio und wan nun die gleich vorhanden und angehen wil, so verordne dir zuvor alle ding, das feur, ein tigel, fein blei klein geschroten oder gekörnet und den mercurium vivum, darmit du mit nichten verhindert werdest, und wenn die coniunctio gleich angehet, so laß das blei gar kalt fließen, damit so der mercurius darein geschütt wird, das er nicht ausspringe oder ausrieche. und im ersten puncten, wan die coniunctio angehet, nimb den tigel mit dem geflossenen blei aus dem feur und schütt den mercurium darein und laß es dan mit einander erkalten. darnach hab des gleichen acht auf ein coniunction iouis mit saturno oder mit mercurio. so verordne widerumb alle ding wir vor. . . » (Werke I 14, 486 und 490). Die Tugenden des Elektrum aufzuzählen braucht es mehr als eine Seite: es widersteht dem Gift und zeigt das Gift an im Getränk, als Ring am Finger getragen hindert es den Krampf, die Lähme, es macht verborgene Krankheiten deutlich,

macht die Waffen fest, mit einer Glocke aus Elektrum kann man die Dämonen rufen.

Die Inhaltsangabe dieses ganzen Liber sextus also läßt erkennen, daß hier nicht viel mehr als ein zaubrisches Rezept erscheint, — von einer begründeten Reflexion erfahren wir wenig: «dan in unserm electro ligt verborgen ein große wunderliche sympathia, die es mit den menschen hat durch mithilf und mitwirkung der 7 planeten und obern gestirn, also, das er vor großem mitleiden und engsten schwitzet und maculirt wird, so balt es der mensch in seiner hende nimpt», und ein paar Sätze weiter: «Kan nun das gestirn im menschen sein und durch den olympischen geist gefürt und hingetragen werden in ein andern, so kan solches auch in den metallten sein und darein ir impression geben, also das es dardurch vil höher gebracht kan werden.» Die beiden Sätze scheinen auf paracelsische Wendungen hinzudeuten; es sind in Wahrheit Wendungen eines hermetisch-astrologischen Systems; «dan alle mal muß das under dem obern nachfolgen» stammt aus jenem Texte, der bei den mittelalterlichen Astrologen und den Alchymisten galt: des Hermes Trismegistos dogmatische Sätze auf der smaragdinenen Tafel. Doch was mir wichtiger noch als diese Herkunftsfrage scheinen will —: die beiden zitierten mitsamt einem dritten wenig klaren Satze sind alles, was unser Buch an «theoretischen» Ueberlegungen enthält. Es steht mithin, wenn ich die oben gegebene Unterscheidung brauchen darf, viel stärker in zauberischen als in magisch-philosophischen Zusammenhängen. Und es steht an der Schwelle einer längeren Entwicklungsreihe, die bei Johannes Staricius in dessen «Heldenschatz» beginnt und in der zweifelnden Bemerkung des «Eröffneten Wunderbuches», das von dem «Mährischen Albertus Magnus Andreas Glorez, Klostergeistlicher und Naturkundiger» verfaßt ward, endet.

Es ist begreiflich, daß die Menschen eines zaubrischen Verlangens viel seltener und nur sehr ungern nach der paracelsischen Magie, viel lieber nach pseudoparacelsischen, die Rezepte bietenden Texten greifen. Wo also im Verlauf der kommenden Jahrhunderte Paracelsi Name als der des Magiers und der zaubrischen Autorität erscheint, ist zu vermuten, daß die Pseudoschriften eine Rolle spielen. Und mehr oder minder sichtbar spielen sie auch stets eine Rolle. So wurde dem Liber Principiorum etwa dieses Krebsrezept entnommen: «Also wißt auch von der feltmaus, daß sie auch ein groß mysterium ist wider die schwintsucht. desgleichen auch mit eim krebs, vilen am krebs ist geholfen worden, und nemlich auf dise weis. sie haben im die scheren

verbunden und über das Ort auch gebunden, da sich der Cancer hat angerötet. haben in auch darauf sterben lassen, so ist zu gleicher Weise der ander auch gestorben und vergangen» (Werke I 14, 508). In den Erweiterungen des «Heldenschatzes» des Staricius begegnet in einem Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zugefügten sechsten Teile: Den Krebs zu vertreiben, eine solche Kur. «Man soll einem lebendigen Krebs die vordern Scheren verbinden, also daß er nicht kneipen könne, alsdann denselben über den Krebs eines Menschen, der noch nicht offen, aufbinden und ihn darauf so lange, bis er stirbt, liegen lassen, so soll er den innern auch tödten, und machen, daß er von selbst wiederum vergeht und verschwindet» (Abdruck Köln und Weimar 1750, 316). Das gleiche Rezept bringt dann der «Thüringische Theophrastus Paracelsus» von Valentino Kräutermann (Abdruck der 3. Auflage. Arnstadt und Leipzig 1730, 358 f.).

Und um aus vielen Belegen nur noch zwei bekanntere auszuwählen, — gegen den Hexenschuß findet sich in *De occulta philosophia* folgendes Rezept: «Wie aber solchem allem fürzukommen sei, auf das es gar keiner schneidung, brennung oder anderer schmerzlicher eröffnungs bedörf, und glücklich gar on alle sorg, mühe und on allen schmerzen des menschen heraus gezogen und hinweg getriben werde. ist zu merken, das es muß geschehen mit den magneten, welche alle zauberei und hexerei zu und an sich ziehen, als da ist das eichenlaub, chelidonia, azoth, pulverisierte corallen, so die ein jedes per se nach rechter ordnung über das centrum wird gebunden, in vier und zwenzig stunden zeuchts ein iede hinein geschossene materiam heraus, das mans darbei ligen fint» (Werke I 14, 542). Im 45. Kapitel des ersten Buches seiner «*Magia naturalis*» (vgl. Wolfgangi Hildebrands Neuvermehrt / vortrefflich / außerlesen curieuses Kunst- und Wunderbuch. Franckfurt am Mayn / In Henning Grossens Buchladen / Gedruckt im Jahr 1704, 84) ratet Hildebrand: «Wieder der Hexen Geschöß / als wenn sie einen Menschen versehren / oder krümmen / mit dem / daß sie ihm Aschen / Haar / Faden / Säuborsten / Fischgräten / und dergleichen mehr viel seltzamer Dinge in einen Fuß / oder sonsten inzaubern / ohne Eröffnung der Haut. Dawieder schreibt der hochberühmte und wunderbarliche Philosophus, Philip. Theophr. Paracels. lib. Philos. occult . . . Rez. Eichenlaub / Chelidonia, Azoth / pulverisirte Corallen / und so da ein jedes nach rechter Ordnung über das Centrum wird gebunden / in 24. Stunden zeuchts eine jede hinein geschossene Materiam heraus / daß mans darbey liegen findet». Es fällt als erstes auf, daß Paracelsi systematisierender terminus «es muß geschehen mit den magneten», und zugleich der innere Grund, weswegen man eben diese Mittel brauchen müsse, weggefallen ist, und daß, da

auch die einleitende Bemerkung fortgelassen wurde, aus Paracelsi Erörterung wieder nur noch ein Rezept geworden ist.

Nicht anders ein drittes Mal. In *De natura rerum* heißt es gegen Ende des dritten Buches «Des kes conservatif ist das kraut hypericon oder perforata, das ein ieglichen kes vor den würmern behalt und bewaret; dan wo es zu einem kes gelegt wird, wachset kein wurm nit darin; so aber schon würm vorhanden und darin gewachsen weren, dieselbigen alle sterben und heraus faulen» (Werke I 11, 329), das steht in einer Untersuchung «de conservationibus rerum naturalium». Bei Hildebrand nun heißt es im 18. Kapitel seines zweiten Buches: «Aureolus Theophrastus Paracels. lib. 3 de nat. rer. in fine schreibt / man sol zu den Käsen das Kraut Hypericum, oder Perforatam, (man nennets auch S. Johanniskraut) legen / denn das habe eine wunderbarliche Kraft die Käse vor allen Würmen zu bewahren / wenn man es also neben oder auff die Käse legt / daß es dieselbe nur anrühret / so sol kein Wurm darinnen wachsen / da aber allbereits Würmer darinnen gewachsen wären und wohneten /, so müssen sie doch alle sterben und heraus fallen» (Kunst und Wunderbuch 1704, 111).

Von den soeben zitierten zaubrischen Rezepten wird man aber sagen, daß ihnen in dem vorhin erörterten Sinne alle weltanschaulichen, auf systematische Ordnung und Begründung zielenden Aussagen fehlen; es sind allein Rezepte und zwar einfach anzuwendende Rezepte, die lange als Ratschläge und als «Hausmittel» umgegangen sind. Verschieden von ihnen ist eine andere, nicht so oft bezeugte Gruppe, die zwar auch aus den pseudoparacelsischen Schriften stammt, für die jedoch der ungelehrte Zauberer meist kein Interesse zeigte. Ich darf es vielleicht am Beispiel der resuscitatio erörtern. Sie wird im sechsten Buche von «*De natura rerum*» abgehandelt. Sudhoff hat dieses Buch nicht ganz verunechtet, sondern echte Teile angenommen, vielleicht weil es aus einer systematischen philosophischen Haltung geht. «Was seines natürlichen tots stirbt und was die natur tötet, darüber hat der mensch kein gewalt, dasselbig zu resuscitiren . . . das aber was getötet wird, mag auch wider lebendig gemacht werden» (Werke I 11, 343. 344). Er unterscheidet also zwischen Sterben, dem Auslaufen und Ausgehen eines Lebens, und Töten, einem schroffen Abschneiden des noch vollen Lebenslaufes. Wenn ein getöteter Leib in seine Fäulnis oder Putrefaction gelangt, verwandelt er sich in seine prima materia, oder erstes Sein. «Also sehent ir an einer schlangen, so dieselbig zu stücken gehauen, zerschnitten und gar getötet wird und solche stück der getöteten schlangen in ein cucurbit (Kolben) getan und in ventre equino (gärenden Pferdemit) putreficirt, so wirts in dem glas alles lebendig zu würmlin gleich dem leich» (ebd. 346). Der Körper zer-

setzt sich durch die Fäulnis, es entsteht ein Schleim, der dem, aus welchem er geboren wurde, völlig gleicht; die Lebenskraft ist im Gethöreten noch nicht ausgebrannt und aufgezehrt, sie kann aus dem in seine Substanzen zerlegten Stoffe wiederum den Leib formieren. «Und also nach disem proceß haben sich beide, Hermes und Virgilius, verstanden mit hülf der nigromantia nach irem tot widerumb zu renoviren und resuscitiren und wider zu einem kint neu geboren werden; ist inen aber nach irem fürnemen nicht geraten sonder ubel mislungen» (ebd. 346). Wie Tiere und Menschen und Metalle kann man auch die Kräuter wiederbringen. In *De occulta philosophorum* ist dafür kein Beispiel angegeben worden, aber «die resuscitation und restauration des holzes» reicht wohl aus, um an das Faktum und die Art, wie Paracelsus es versuchte, zu denken.

Die Wiederbringung der Kräuter hat im nächsten Jahrhundert viele interessiert, vor allem Gelehrte, die der magischen Weltauffassung nahe standen. Johannes Praetorius erörtert sie in seinem *Anthropodemus plutonicus*: «Es bezeuget Josephus Quercetanus, das er einen Polen gekannt habe / nehmlich einen Artzt zu Crackau / der auß den Pflantzten und edlichen Kräutern / durch eine sonderliche Kunst / subtile Asche zubereitet / und solche in einzeltne Gläser geschüttet habe / die hernach auffs festeste zugebunden worden: Nehmlich in einem Glase hat er Asche von Rosen / in einem andern Asche von Moon / und noch in einem andern Asche von einem andern Kraute geschüttet: Hernach hat er ein geringes Feuer / nehmlich eine Leuchte darzu gesetzt / da waren auß der Asche allerhand Specis gleichsam hervor gequollen / nach dem Vermögen der Asche: Und hatten nicht alleine ihre bloße lineamenten gehabt / sondern sie waren gantz vollkommen gewesen an allen Stücken / es hatte auch ein jedweddes Theil seine eigentliche und natürliche Farbe gehabt / was Blätter / Stiele und Blumen betrifft: das es auß der massen schön anzusehen gewesen. Aber so bald die Wärme war hinweg gekommen / so geschwinde war es auch in einander gefallen. Und solches schreibet der Autor, habe er wohl an dreyßigerleyen gesehen: welchen du hievon mit Verwunderung nachlesen kanst: Drinnen du nicht allein ein herrlich Bild der Auferstehung / sondern auch eine Schutzschrift / wider einen Verleumder der Hermetischen Medicin antreffen wirst. c. 23. Biß hieher D. Calixtus in tract. de immortalitate animae c. 18. p. m. 92. 93. Conf. D. Unzerum de Sale, da eben dasselbigte stehet. Und Harsdörffern in Erquickstunden Tom. 3. part. 9. p. m. 520 etc. Philiop. Carol PP in Soloec. Polit. p. m. 72 etc. D. Conring. in Hermet. Medic. c. 20. p. 270. Der dieses aber verläugnet / und den Quercetanus lügen strafft» (1, 162 f.). Die deutsche Uebersetzung der «*Magia naturalis*»

des Gianbaptista Porta 1715 kennt auch das Rezept, «im Glase einen Garten wachsen zu machen», und Eberhardt Heinrich Fischer, Königl. Preuß. Förster in der Grafschaft Mannsfeld, wußte in seinem «Albertus Magnus der Andere und Wahre» 1790 einen Baum im Glase wie einen Kosmos ebenfalls im Glase herzurichten. Man sieht, das möglicherweise echte paracelsische Stück, das aus dem zweiten und sechsten Buche von *De natura rerum* kommt, (wahrscheinlich aus einer Konfundation von I 11, 321 «Derhalben sag ich . . .» und ebd. 348 «Die resuscitation und restauration aber des holzes») wirkte lange nach. Es wirkte dort nach, wo man an kosmologischen und pansophischen Problemen, an deren Bestätigung durch magische Experimente, Freude hatte.

Es ist hier nicht der Ort, dies magisch-philosophische Weiterleben Paracelsi, das bis zu Welling und ins achtzehnte Jahrhundert reicht, zu zeigen; ich werde in einem zweiten Teile meiner «Pansophie» darüber handeln. Hier wollte ich nur den Ansatz und die mögliche Richtung sichtbar machen, um wieder zu dem jetzt stärker Interessierenden, zu dem «Zauberer», zu kommen.

Der Zauberer Paracelsus, also der, von dem man zaubrische Rezepte haben will, den man befragt, um wunderbare Dinge tun zu können, — wie er uns in den pseudoparacelsischen Texten sichtbar werden wollte, so zeigen ihn noch deutlicher jene «Kunst- und Wunderbücher», die man als «magische Hausväter-Literatur» bezeichnet hat. Hausväterbücher heißen die Anweisungen und Kompendien von der Art des Coler, die von den Pflichten und den Rechten des Hausvaters handeln, vom Amt und Tun der Hausfrau, von den Arbeiten des Gesindes, vom Ackerbau, vom Garten und den nützlichen Gewächsen samt dem Weine, vom Stall und von den Eigenheiten und den Krankheiten des Viehes, daneben wohl auch von manchen kuriosen Fragen oder Scherzen. Es waren das alles sehr ernsthafte Ratgeber für den Anbau und die Hauswirtschaft. An ihre Seite stellte sich im sechzehnten Jahrhundert eine Gruppe Schriften, in der von den natürlichen Geheimnissen die Rede war, das heißt von denen, die man der *magia naturalis* zugemessen hat: Die Haare wachsen zu machen, eine Schlange ohne Schaden anzugreifen, ein gut Gedächtnis kriegen, einen Traurigen wieder froh zu machen, daß ein Weib schwanger werde, eine Jungfrau zu erkennen, ein *Confortativum ad membrum virile*, die Hände in heißes Blei zu tauchen, und was dergleichen seltsame und verborgene Wissenschaften weiter sind. Weil es sich hier um heimliche Künste handelt, die dem «Hause» dienen sollen, pflegt man von einer «magischen Hausväter-Literatur» zu sprechen. Sie lebt aus älteren Werken; ihre wichtigsten Sammler aber sind: Antonius Mizaldus mit seinen ver-

schiedenen Kunst- und Wunderschriften, Alessio Pedemontanus, der 1555 *De secretis* schrieb, Michael Bapst von Rochlitz mit dem «Arztney Kunst und Wunderbuch» 1592, vor allem Wolfgang Hildebrands «*Magia naturalis*» Darmstadt 1610 und des Johannes Staricius «*Sympathetischer Heldenschatz*» von 1616; die wichtigsten jüngeren Schriften habe ich in den «*Egyptischen Geheimnissen*» (1954 im Bande 10 der Zeitschrift «*Arv*» in Uppsala) hervorgeholt. In diesen einst häufig aufgelegten und sehr weit verbreiteten Wunderbüchern, die wie ich in dem soeben zitierten Aufsatz zeigte, nicht allein bei uns, sondern die in recht starkem Maße auch in Skandinavien wirksam waren, ist Paracelsus als der große Zauberer geboren worden. Denn sie berufen sich auf ihn, den «hocherfahrenen» und «fürtrefflichen»; den magischen Kenner nennt ihn etwa Wolfgang Hildebrand. Von «Theophrastus» sprechen die «Hundert acht und dreyßig... Geheimnisse» 1729, als reiche es aus, ihn nur mit seinem Vornamen zu benennen. Des «Theophrasti magisches Glöcklein» aus *Elektrum* ist das 131. Stück, von dem «Metall des Theophrasti» werden magische Spiegel hergestellt (130. Stück), das 39. handelt vom Senechton Theophrasti; ich will die namentlich benannten und die den Autor verschweigenden, (wie beispielsweise das 44. Stück mit dem dem Kranken aufgebundenen Krebs), nicht zusammensuchen, sondern nur noch zwei sehr besondere erwähnen: das 47. Stück «von der Magnetischen Cur derer Mercurialischen Kranckheiten» zitiert den Hohenheimer als Autorität: «wie Theophrastus erfordert»; das 122. «von denen Olympischen Geistern des Theophrasti» macht ihn zu einem Nigromanten, Teufelsbündner oder großen Zaubermeister: «Des Theophrasti Buch von denen Olympischen Geistern ist ein pur Nigromantisches Werck / in welchem gelehret wird / wie man allerhand Geister beschwören solle; jeder Geist hat seine Signatur und gewisses Metall / worauf die Figur eingegraben werden. Die Characteres halten insgemein in sich den verborgenen Pact mit dem Satan / und die verpfändung der Seele / mit solchen wunderlichen Beschwörungen / und so seltsamen Nahmen derer Geister / daß man die Teuffels-Possen mit Händen fassen kan. Die Erscheinung derer Geister bedeutet auch nichts gutes. Der eine erscheint auf einem Bocke / der andere auf einem Schweine / der dritte auf einem Affen / und so fortan; welches alles Zeichen / daß keine gute Geister / sondern nur die schwartzen Engel erscheinen / die dem Menschen den Gefallen nicht thun / ihme zu dienen / und sich sehen zu lassen / es sey dann auf den Raub seiner Seelen; wie dann die Exempel vorhanden sind... Dienet also einem jeden zu einer Warnung / von dergleichen der Seele höchst nachtheiligen Wercken / die schnur-gerade wider Gott und sein Wort sind / abzu-

stehen / und die guten untermischten Gebether / die nur den Menschen zu blenden dazu kommen / sich nicht verführen lassen.» Hier wird der Hohenheimer also ganz zum Teufelspartner und Verführer.

Sieht man von hier zurück, dann will es einem langsam scheinen, als sei der Magus und philosophus adeptus ein Zauberer gewesen. Als sei vergessen worden, was ihm wirklich die Magie gewesen ist, ich meine *magia naturalis*, die des firmamentischen und gestirnten Geistes. Denn auch der andere Weg, die magischen Experimente der gelehrten Männer, bei denen ein wenig seines Denkens oder seiner Absichten nachzuklingen scheint, er führt am Ende doch nur zu dem einen Urteil: Zauberer. Da ich das sage, darf ich im Vorübergehen einmal bemerken, daß ich in meiner «Pansophie» darum bemüht war nachzuweisen, daß eine Schule Paracelsus für den «weißen Magier» hielt, — bis Dr. Johannes Faust, der schwarze Magier, alles Interesse auf sich zog. Dem siebzehnten Jahrhundert aber wurde Paracelsus in den Wunderbüchern zu einem andern schwarzen, einem zweiten Faust.

Wenn ich nun dieses Ergebnis einem früheren an die Seite rücke, — ich habe in meiner «Pansophie» (1956², Exkurs zu S. 329) von Paracelsus als dem Zauberer gehandelt, indem ich die über ihn umgehenden Meinungen dort zusammentrug, — dann freut es mich, daß beide Versuche zu dem nämlichen Ergebnis kommen. Ob Colberg im Jahre 1710 behauptet hat, er, Paracelsus habe in Basel auf der Hohen Schule die Magie gelehrt, oder ob Joseph Webers «Ungrund des Hexen- und Geisterglaubens» 1797 schrieb: «Im 16. Jahrhundert machte sich Bombast von Hohenheim Paracelsus als Zauberer einen Namen...», sters zählte man ihn den «Zauberern», Teufelsbündnern und Schwarzkünstlern zu, wie ihn die «magischen Hausvater-Schriften» einen Teufelsbündner werden ließen. Die heute aufgewiesenen Fakten rechtfertigen sicher jenen Schluß, zu dem die Colberg, Weber und das ganze 19. Jahrhundert kamen.

Aber ist dieses wissenschaftsgeschichtliche Ergebnis wohl so wichtig, daß zwei sich um das gleiche Problem bemühende Untersuchungen unternommen wurden? Gewiß ist wichtig, jenes «magische Hausvater»-Schrifttum einmal anzugehen, an das — von meinen «Ägyptischen Geheimnissen» abgesehen, sich noch niemand traute, und das allein den Schlüssel zu den Volksvorstellungen gibt, die über Hexerei und Segnen und die Kräuterweibel-Weisheit existieren. Das «Volk», sowohl das schweizerische wie das deutsche wie das skandinavische, das österreichische wie französische, schöpfte diese Vorstellungen aus den Büchern, und es hat ihnen sicher auch sein «Doktor Phrastes»-Bild entlehnt. Von dem Zustandekommen dieser Vorstellungen zu handeln und ihre Entwicklung Schritt um Schritt zu zeigen, war schon recht.

Doch etwas anderes halte ich für noch wichtiger. Was bei Hildebrand zu finden ist, und was Staricius wie jene «Hundertachtunddreißig Geheimnisse» geben, sind Rezepte. Rezepte jedoch sind nichts als starre Fakten und Notizen. Was aber von Paracelsus über die Magie geschrieben worden ist, ist ein System, ein geistiges Gefüge, ist ein ganzer Bau.

Und weiter: Rezepte sind Chiffren irgendwelcher (chemischer) Summen; sie sagen, was man zusammenfügen müsse, also $a + a + a + a$. Was Paracelsus gibt, ist ein in sich gerundetes und geschlossenes Denksystem. Ist eine Einheit. Ist das a in einer eigentümlichen Potenz.

Und noch ein Schritt! Rezepte erscheinen immer in der «Ruhelage». Sie machen so einen statischen Eindruck. Sie fixieren einen Zustand. Die paracelsischen termini und das, was diese termini bedeuten, sind stets dynamische Äußerungen, (etwa «firmamentische Kraft», «gestirnter Geist» und «Tugend»). Die Krankheiten heißen nach den «Kräften» oder «Tugenden», die sie heilen). Und diese Beobachtung, die nicht nur charakterisieren möchte, die jenseits der Zitate ein Entscheidendes, Wesentliches fassen will, sie deutet auf eine im letzten tragische Entwicklung hin. Ein einmal Lebendes, ein in heißem Ringen in die Welt Geborenes, — und wer hat sein Erkennen jemals so errungen wie der Hohenheimer? — erstarrt, wie eine in den Raum geschleuderte Lava nur erstarrt. «Einer der da wil von künsten der weisheit schreiben», beginnt der Liber de fundamento scientiarum sapientiaequae, «der muß erstlich am aller ersten dem leser fürhalten und fürlegen der kunst und weisheit ursprung.» Das war sein Weg. Der aber diesen Weg und seine Frucht verdarb, indem er den Kosmos Paracelsi und sein geistiges Gefüge aufgegeben hat, indem er aus ihm Rezepte holte, das war der Gevatter Schreiber, der einen großen Wurf zu Lappenwerk zerschnitt und zusammennähte.

PARACELSISCHES GUT BEI GOETHE

Von Johannes Steudel, Bonn

Die Welt, in der der junge Goethe heranwuchs, hatte für Paracelsus nicht viel übrig. Die medizinische Literatur des 18. Jahrhunderts befaßte sich kaum noch mit ihm, und wenn sie es tat, dann nur, um von ihm abzurücken. Der Schweizer Arzt *Johann Georg Zimmermann* — Goethe hat viel mit ihm über ärztliche Fragen gesprochen — ließ keinen guten Faden an Paracelsus¹, und *Hufeland*, Goethes Arzt in Weimar, hat ihn einen unverschämten Scharlatan² genannt. Man begnügte sich mit dem Urteil des Baseler Druckers *Oporinus*, der in seiner Jugend zwei Jahre lang Paracelsus als *Famulus* gedient hatte. Er sei meist schmutzig und betrunken nach Hause gekommen und habe sich angezogen aufs Bett geworfen; mitten in der Nacht sei er dann aufgesprungen, habe mit seinem Schwert herumgefuchelt oder angefangen, ihm zu diktieren. Das habe dann freilich ganz geordnet geklungen.³

Vor diesem Hintergrund hat die Behauptung wenig Wahrscheinlichkeit, von dem groben und händelsüchtigen, dazu in mittelalterlichen Denkformen befangenen Arzt seien Wirkungen auf den von der Aufklärung herkommenden Dichter ausgegangen. Goethe erzählt aber in *Dichtung und Wahrheit*⁴ selbst, er habe in der langen Frankfurter Genesungszeit nach der Heimkehr aus Leipzig zusammen mit Susanna von Klettenberg und seiner Mutter Paracelsus gelesen. Er hat erwartet, darin geheimes Alchemisten-Wissen zu finden. Darüber hinaus mag ihn das sachliche Interesse an der Welt des 16. Jahrhunderts, die den Rahmen für die *Geschichte Gottfrieds von Berlichingen* abgeben sollte, bewogen haben, in das Werk des ärztlichen Ketzers einzudringen. Daß er noch während des Straßburger Sommersemesters bei dieser Lektüre war, geht aus den tagebuchartigen Aufzeichnungen der *Ephemeriden*⁵ hervor: sie enthalten Exzerpte aus verschiedenen paracelsischen Schriften. Das Gegenständliche allein kann jedoch die eingehende Beschäftigung mit Paracelsus nicht erklären; die Kraft des Ausdrucks, die Fülle anschaulicher Vergleiche, die Leidenschaftlichkeit und Tiefe der Empfindung und die Satz für Satz mit der Form ringende Sprache müssen Goethes künstlerischen und sprachschöpferischen Genius auf das lebendigste ergriffen haben. Der Jüngling hat zwischen der eigenen elementaren Schaffenskraft, seinem «Nisus vorwärts», und der schöpferischen Unrast des zeitlebens zu neuen Plänen fortgerissenen Wan-

derarztes eine seltsame Verwandtschaft gespürt. Goethes Art zu produzieren läßt sich in diesen glühenden Jugendjahren neben das nächtliche, aus dem Schlaf emporgetriebene Schaffen Hohenheims stellen. Oder muß man bei dem Bericht, den Oporinus aus der Sicht bürgerlicher Ordnung von der halbtrunkenen Arbeitsweise seines Meisters gegeben hat, nicht an die Selbstschilderung des jungen Goethe aus dem Fragment vom *Ewigen Juden* denken?

Um Mitternacht wohl fang ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereisten Mann.

Unter dem Drang schöpferischer Eingebung blieb beiden keine Zeit zu wohlgeschliffener gefälliger Form. Des Paracelsus volkstümlich kräftige, bilderreiche Sprache reicht von unflätiger Grobheit bis zu leidenschaftlichem Pathos; die Geschichte Gottfrieds strömt aus den gleichen derbgesunden Quellen.

Drei Jahre vor seinem Tode, im Sommer 1538, gab Paracelsus in den *Sieben Defensionen* eine noch heute ergreifende Selbstschilderung seiner menschlichen und ärztlich-wissenschaftlichen Persönlichkeit; sie sollte «seine wunderliche Weise und zornige Art» rechtfertigen. Da heißt es⁶: «Damit ich mich verantworte, wie meine wunderliche Weise zu verstehen sei, so merket das: Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen; ist auch nicht meines Landes Art, daß man was mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Met, noch mit Weizenbrot, aber mit Käs, Milch und Haferbrot: es kann nicht subtile Gesellen machen. Zudem hängt einem das alle seine Tage an, was er in der Jugend empfangen hat.»

Diesen urkräftigen Paracelsus-Worten begegnen wir in der *Geschichte Gottfrieds von Berlichingen* wieder — Goethe dramatisierte sie Ende des Jahres 1771. Elisabeth, Götzens Frau, setzt sich dort⁷ mit ihrer Schwägerin Maria über Kindererziehung auseinander. Als Maria ihr entgegenhält: «Ihr redet etwas hart», erwidert sie: «Dafür bin ich mit Kartoffeln und Rüben erzogen, das kann keine zarten Gesellen machen.» Aus den *Sieben Defensionen* klang dem Dichter dabei im Ohr: Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, aber mit Käs, Milch und Haferbrot; es kann nicht subtile Gesellen machen. Der Zusammenhang läßt sich schwerlich bestreiten.

Es kann danach nicht überraschen, daß auch in den *Faust* und besonders in den *Urfaust* Elemente aus der Paracelsus-Lektüre eingegangen sind. Der Dichter hat in den Eingangsszenen seinem Faust Attribute beigelegt, die mit größter Wahrscheinlichkeit von Paracelsus

entlehnt sind: Faust ist Lehrer der Medizin und selbst noch ärztlich tätig; er stammt aus vornehmem Hause, auch sein Vater war Arzt und in den chemischen Künsten erfahren. Er verfügt über die auf den Universitäten vermittelten Kenntnisse, ist aber wie Paracelsus von ihrer Wertlosigkeit überzeugt. Von Verachtung für das Schulwissen erfüllt strebt er nach unmittelbarer Erkenntnis der Natur: «Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!». Er sucht Unterweisung durch die Natur, wie es des Paracelsus Bestreben war, im «Codex naturae» zu lesen. Beide kennzeichnet ein ungestillter Wissensdurst und die schöpferische Unrast bohrenden Forschergeistes; sie verabscheuen nichts so sehr wie müßiges, behaglich-bürgerliches Genießen, das «Hinter-dem-Ofenbleiben und Birnen-braten»⁸, wie es bei Paracelsus verächtlich heißt. Ein natürliches Empfinden für den Wert der deutschen Sprache läßt Paracelsus im Gegensatz zu seinen Fachgenossen deutsch schreiben, Faust das Evangelium in sein geliebtes Deutsch übertragen. In den großen Eingangsmonologen, im Gespräch mit Wagner, in der Szene vor dem Tor hat das Bild des Paracelsus vor den Augen des Dichters gestanden. Auch überall da, wo Magie und Alchemie⁹ im Spiele sind, wo der Homunculus in der chemischen Retorte¹⁰ erzeugt wird, wo Geister und Hexen bemüht werden, wird man bei Paracelsus die stoffliche Quelle suchen müssen. In den ersten Monolog des Urfaust ist mehr von der hintergründigen Weltsicht des Paracelsus eingegangen als von den Zauberkünsten des historischen Quacksalters Faust. Das hat auch die neuere literarhistorische Forschung ergeben. Das quälende Verlangen Fausts, zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, alle Wirkungskraft und Samen zu schauen, ist bis in die Wahl der Worte hinein das paracelsische Erkenntnisziel¹¹.

Der Weg, auf dem Goethe in seinem naturwissenschaftlichen Werk zu neuen Erkenntnissen gelangt, weist überraschende Parallelen zu Paracelsus auf; zum Teil ist es dadurch begründet, daß beide vom Geist des Neuplatonismus berührt sind. Hohenheim nimmt vom Sinnlich-Erfahrbaren seinen Ausgang, verzichtet aber nicht auf theoretische Erweiterung seiner Beobachtungen. Er gibt die paradoxe Formulierung¹²: «Aus dem augenscheinlichen Verstand wird der Arzt unterrichtet.» Auch Goethe begnügt sich nicht mit dem empirischen Phänomen. Wie es in der *Farbenlehre*¹³ heißt, geht ihm das bloße Anblicken einer Sache über in Sinnen, das Sinnen in ein Verknüpfen, so daß das rechte aufmerksame Anschauen bereits ein Theoretisieren wird. Ohne den Dingen Gewalt anzutun, läßt sich des Paracelsus «augenscheinlicher Verstand» als das gleiche Erkenntnisprinzip ansprechen, das Goethe für sich selbst als «anschauende Urteilskraft» beschrieben hat.

Beide stimmen darin überein, daß das, was man herkömmlich Erfahrung nennt, nicht ausreicht, sich der Welt geistig zu bemächtigen. Paracelsus spricht es mit nachdrücklicher Eindeutigkeit aus: «Wisset, daß die Welt und alles, was wir in ihrem Kreis sehen und greifen, nur der halbe Teil der Welt ist; das, was wir nicht sehen, ist gleich und ebenso viel im Tragen und Heben, im Wesen und in der Eigenschaft».¹⁴ Goethe wendet sich gegen alle, «die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; denn sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist».¹⁵ Beiden reicht Beobachtung ohne intuitiv-verknüpfendes Schauen nicht aus, um echte Erkenntnis zu gewinnen.

Goethe erkennt im Anschauen die wesentliche Form¹⁶, das Wesenhafte der Pflanzen; Paracelsus dringt im Lichte der Natur¹⁷, seinem sinnliche Erfahrung überstrahlenden Erkenntnisprinzip, durch die äußere Form in das «inwendig Herz der Dinge». Außen und innen, Schale und Kern sind dann nicht mehr trennende und getrennte Teile. Paracelsus hat es mit schlichten Worten ausgesprochen¹⁸: «Wie es außen ist, also ist es in sich auch; und was außen nicht ist, das ist in ihm auch nicht. Und ein Ding ist das Aeußere und das Innere.» Goethe hat auf diese Art des Sehens und Forschens die Verse geprägt:

Müset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.

Die Parallelität ist verblüffend. Darf man annehmen, daß auch in Goethes Bewußtsein die Gedanken über das Innen und Außen, über Inhalt und Form mit der Welt des Paracelsus verknüpft waren? Die Vermutung liegt nahe, da Goethe in einer Aeußerung des Jahres 1775¹⁹ die Antithese auf den geheimnisvollen Stein der Alchemisten ausdehnt, der zugleich Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad sei.

Aus dem Werk des Arztes, den seine Zeit verachtete, sind nicht nur einzelne Wendungen und Motive in Goethes Dichtung eingegangen; auch seine Weise, erkennend in die Natur zu sehen, findet sich bei Goethe wieder. Anschauen und Denken, Beobachtung und Intuition formen den Weg, auf dem beide die Geheimnisse der Natur erforschen wollten. Beide trug die Ueberzeugung: Wenn Wirklichkeitstreue im einzelnen sich mit der Schau des Ganzen vereint, dann wird echte Naturerkenntnis entstehen, wie Paracelsus sagt: «nicht durch Spekulation, sondern durch gewisse Offenbarung», oder in Goethes Worten: «nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig- Augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.»

Anmerkungen

¹ Johann Georg Zimmermann, *Von der Erfahrung in der Arzneykunst*. T. 1. Zürich 1763. S. 119: Paracelsus . . ., ein großer Chimiste, ein Wundarzt und ein Sternnarr, erfrechte sich, eine ganz neue Arzneykunst auf die Ruinen der alten zu bauen . . . Er schämte sich nicht in seinen Schriften sich zu rühmen, Galenus habe aus der Hölle an ihn geschrieben, und er selbst habe in ihren Vorhöfen mit dem Avicenna disputiert. Seine Einbildung war so sehr verwirrt, und sein Hirn so sehr zu den pöbelhaftesten Grübeleien aufgelegt, daß er alle Hexengeschichten, alle Torheiten der Astrologie, der Punctierkunst, der Chiromantie und der Cabale annahm, und seine Lehrjünger sogar versicherte, er frage auch den Teufel um Rat, wenn Gott nicht helfen wolle. Keine dumme und abgeschmackte Erzählung ist zu erdenken, die Paracelsus nicht geglaubt und gepriesen . . . Er erfrechte sich vollends zu lügen, er könne vermittelst der Chimie ein wahrhaftes lebendes Kind hervorbringen . . . Dieser abscheulichen Grillen ohngeachtet sagte dieser elende Philosoph ungescheuet, er habe die Natur in der Natur und nicht in Büchern studiert. Uebrigens lebte er wie ein Schwein, sah aus wie ein Fuhrmann, und fand sein größtes Vergnügen in dem Umgang des liederlichsten und niedrigsten Pöbels, weil ihn dieser in seinem Leben so sehr bewunderte, als er noch itzt von ihm bewundert ist . . . Durch die meiste Zeit seines ruhmvollen Lebens war Paracelsus besoffen, er nennt an einem Orte seine Freunde in Zürich Saufbrüder, auch scheinen freilich alle seine Schriften im Rausche geschrieben. Die Sprache ist sonst dem Menschen gegeben, sich andern Menschen verständlich zu machen; Paracelsus redte und schrieb, um von niemand verstanden und von allen bewundert zu sein.

² Christoph Wilhelm Hufeland, *Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*. Jena 1796. I, 1: Einer der unverschämtesten Charlatans und hochprahlenden Lebensverlängerer war Theophrastus Paracelsus . . . Er war die halbe Welt durchreiset, hatte aus allen Orten und Enden Rezepte und Wundermittel zusammengetragen und besonders, was damals noch selten war, in den Bergwerken Kenntnis und Behandlung der Metalle studiert. Er fing seine Laufbahn damit an, alles niederzureißen, was bisher gelehrt worden war, alle hohen Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen und Arzt der Welt zu präsentieren und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sei, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte. . . . Er hatte die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunkeln und mystischen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse darinne ahnete und noch hie und da darinnen sucht, und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch alles dies und durch die neuen und auffallenden Wirkungen einiger chemischer Mittel, die er zuerst in die Medizin verpflanzte, machte er erstaunliche Sensation, und sein Ruf wurde so verbreitet, daß aus ganz Europa Schüler und Patienten zu ihm strömten, und daß selbst ein Erasmus sich entschließen konnte, ihn zu konsultieren. Er starb im 50. Jahre, ohneracht er den Stein der Unsterblichkeit besaß.

³ Johannes Oporinus äußerte sich über Paracelsus in einem Brief, den er im Jahre 1555 an Johann Weyer schrieb. Weyer nahm ihn in sein vielgenanntes Werk *De praestigiis daemonum* (Basel 1563) auf. Eine deutsche Uebersetzung gibt Karl Sudhoff in seiner *Paracelsus-Biographie*, Leipzig 1936. S. 46—49.

⁴ Buch 8.

⁵ Goethe hat die Ephemeriden im Januar 1770 in Frankfurt begonnen. Eingetragen sind Stellen aus dem *Paragranum*, dem *Labyrinthus medicorum errantium*, aus der unechten Schrift *De pestilitate*, dem *Liber de podagricis* und dem Buch von den tartarischen Krankheiten.

⁶ Sechste Defension. *Sämtliche Werke*. Ed. K. Sudhoff. Bd. 11, S. 151.

⁷ Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand (Urgötz). Erster Akt, Szene: Gottfrieds Schloß. Im Druck von 1773 fehlt diese Stelle, vermutlich, weil Goethe das lose Szenengefüge des Urgötz straffen und kürzen wollte.

⁸ Vierte Defension: Damit sie nit gemordet werden, bleiben sie nur hinter dem Ofen und kehren Birnen umb (*Sämtliche Werke* Bd. 11, S. 145).

⁹ In der Szene «Vor dem Tor» benutzt Goethe echte Alchemisten-Bezeichnungen, um die Bereitung einer Arznei durch einen alchemistischen Verwandlungsprozeß darzustellen:

Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arznei.

¹⁰ Wagner folgt in seiner Synthese des Homunculus nicht der im (pseudo) paracelsischen Traktat *De natura rerum* gegebenen Anweisung (*Sämtliche Werke* Bd. 11, S. 316 f.), sondern einer bühnenwirksameren Methode!

¹¹ *Semina morborum* sind bei Paracelsus die ersten Ursachen des Krankseins; nach ihnen muß der Arzt suchen, sie muß er in seiner Therapie angehen. Vgl. *Labyrinthus medicorum errantium* (*Sämtliche Werke* Bd. 11, S. 202 und 216).

¹² *Paragranum*. *Sämtliche Werke* Bd. 8, S. 70.

¹³ Weimarer Ausgabe Reihe II, Bd. 1, S. XII.

¹⁴ *Sämtliche Werke* Bd. 9, S. 252.

¹⁵ *Maximen und Reflexionen*. Hecker 1072, Günther Müller 751.

¹⁶ Vom «Gewahrwerden der wesentlichen Form» spricht Goethe in Briefen an Charlotte von Stein (vgl. Weimarer Ausgabe Reihe IV, Bd. 7, S. 242).

¹⁷ *Opus Paramirum*, Von den unsichtbaren Krankheiten, Vorrede (*Sämtliche Werke* Bd. 9, S. 253): Dann also streicht Gott seine magnalia herfür und die Schule des Lichts der Natur, daß wir nit allein uns die Augen sollen lassen ersättigen, sondern uns verwundern und nachforschen den natürlichen Dingen, so der Augen Gesicht nicht begreift und doch so

deutlich vor ihnen stehen als eine Säule, die vor dem Blinden steht. Auf das Auftun der Augen ist weiter mein Fürnehmen, dieweil im Licht der Natur so heiter gezeigt wird, unsichtbar Ding sichtbar zu sehen, wie das sei zu erfahren zu gleicher Weis als dies Exempel ausweist: Der Mond ist ein Licht, aber die Farben gibt er nicht zu erkennen, aber so die Sonn aufsteigt, so werden alle Farben unterscheiden zu sehen. Also ist auch die Natur ein Licht, das über das Licht der Sonne scheint, und wie der Mond gegen der Sonnen scheint, so scheint das Licht der Natur über alle Gesichte und Kräfte der Augen. Im selbigen Licht werden die unsichtbaren Dinge sichtbar; und daß je ein Licht das andere überscheint, lasset euch eingedenk sein.

¹⁸ Sämtliche Werke Bd. 8, S. 180.

¹⁹ In der Aeußerung zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst: Aus Goethes Brieftasche, Weimarer Ausgabe Reihe I, Bd. 37, S. 314.

REFORMATIO MEDICINAE UND DIE HEILKUNST DES VOLKES

Von Richard Weber, Göttingen

Wir sind es gewohnt, das 16. Jahrhundert, die Zeit eines Luther, eines Dürer und Hans Sachs, eines Florian Geyer, Paracelsus und Kopernikus mit einem Ausdruck jener Jahre als Zeitalter der Reformation zu bezeichnen, wobei wir heute freilich den Blick meist einengen auf jene Erscheinungen, die zu Martin Luthers religiöser Revolution wuchsen und wurden.

Aber Reformation war mehr als ein nur kirchengeschichtliches Ereignis, war ein Umfassenderes — eine Erschütterung, die alle Bereiche des Lebens ergriff, war eine Neugeburt auch wo sie als eine Wiedergeburt oder Renaissance oder Reformation begann. Die Menschen dieser Jahre waren sich aber zumeist des Neuen und Werdenden nicht bewußt, das heraufzuführen sie im Begriffe standen, und ihre Sehnsucht ging nach der «guten alten Zeit», jenem utopisch verklärten Abbild gewesener Zustände, in dem manchmal schon der Keim eines Kommenden liegt. Kaum einer der großen Reformatoren glaubt etwas anderes zu vollziehen als die Reinigung und Wiederherstellung der alten, ehemals lobenswerten Zustände. Luther, der unserem Gedächtnis am stärksten eingeprägte, und vielleicht auch am breitesten wirkende dieser Revolutionäre sagt von Kopernikus und seinem heliozentrischen Weltbilde nur: Der Narr will die Welt umkehren! — und er schreibt heftig «wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern», die in jenen Jahren unter dem Zeichen des Bundschuhs ihre angestammten Herren und Ritter vertreiben und erschlagen.

Eine kurzsichtige Geschichtsschreibung versuchte, Luther aus solcher Stellungnahme einen weltgeschichtlichen Vorwurf zu machen; dabei zeigt sie doch nur, wie wenig er sich als Revolutionär fühlte, wie sehr er glaubte, nur die reinen und ursprünglichen Verhältnisse wiederherzustellen, so wie er die Bibel neu übersetzte, um jedermann einen echten, ursprünglichen und getreuen Text zu geben. Aber auch Kopernikus und die anderen sind in ihren eigenen Augen keine Revolutionäre sondern Reformatoren wie Luther selbst. Sogar die auf-rührerischen Bauern glauben nur, die Gesellschaftsordnung nach dem Vorbild der biblischen Zeiten zu reformieren, wie denn ihr Kampf-lied reimt: «Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?»

Ebensowenig will der Frauenburger Domherr Kopernikus die Welt umkehren, sondern allein einen Gedanken rechnerisch nachprüfen, den er bei der Lektüre des Aristarch gefunden hatte. — Aristarch hatte des Rechenbeweises nicht bedurft; jetzt aber wird dieser (und schier bis heute) die Grundlage und der Inbegriff alles dessen, was als richtig, als exakt, als bewiesen gilt. Messen und Wägen, die beiden Kategorien des Nikolaus von Kues, werden nun zu Kriterien des philosophischen Gedankens. Eine neue Generation zieht herauf, die einem dämmernden Lichtschein zustrebt, ohne zu wissen, ob es ein Abendrot oder ein Morgenrot sei. Denn sie sehen rund um sich nur ein Dunkel und eine Verderbnis allerorten. «Sol es also sten noch 50 jar, so wird nicht ein fromm mensch sein in der ganzen welt. dan die iezigen sollen nichts, und die kinder, so nach disen sollen regiren, die selbigen sollen gar nichts und lernen nichts, dan was solch spelunk hanzen können. das seind die proseliten, von den Christus ret, als sprech er: ir arzt sollent nichts und machen jung arzt, die werden zweimal erger, dan ir seind, und die selbigen aber jung arzt und aber zweimal erger. was wird do für ein spelunken werden, bis der tag des gerichtis kompt?»¹

Der diese Worte niederschreibt, sieht die Welt aus seinem Blickwinkel, sieht sie unter besonderer Berücksichtigung der Medizin, aber er sieht sie wie die andern sie sehen: verderbt, dem Untergang zugeeignet, von den Schauern des letzten Gerichtes bedroht. Er sieht Seuchen und schwere Krankheiten das Land heimsuchen, die ein apokalyptisches Grauen ausströmen, und er versteht seinen Beruf als eine Berufung, als das Kreuz, das auf seine, des Theophrastus Paracelsus Schultern gelegt ist in der Nachfolge Christi.

Daß dies keine leeren Worte waren und kein wohlklingendes dichterisches Gleichnis, möchten die folgenden Zeilen deutlich machen.

Theophrastus von Hohenheim, den sie Paracelsus nannten, und der 1493 — zehn Jahre nach Luther — als Sohn eines Licentiaten der Medizin zur Welt kam, absolvierte den regulären Studiengang der medizinischen Fakultät, und manches spricht dafür, daß er um 1517 in Ferrara zum Doktor promoviert wurde. Ob daraus geschlossen werden darf, er habe in seinen Studienjahren mehr gelernt als ein Medizinstudent jener Zeit auf den Universitäten lernen konnte, mehr als die Kommentierung der antiken medizinischen Schriftsteller, mehr als die Kenntnis des Hippokrates, Galen, Avicenna und einiger anderer, scheint mir zweifelhaft. Ein Brief seines Freundes und Kollegen Wolfgang Thalhauser aus dem Jahre 1536 läßt zwar den Gedanken an eine reformatorische Strömung an der Universität Ferrara unter Führung

des Professors Joh. Menardus denken, doch es geht auch daraus hervor, daß ihr ein großer Erfolg nicht beschieden gewesen sein kann: «und was der teure lobwürdige Johan Manardus von Ferrar ausgerichtet hat, den uns aber got nit hat wöllen von der menschen großen undankbarkeit wegen wie ichs achte auf erden vergünnen. dan was und wie vil er Manardus umb gemeinen nuz der arzney halben sich bemühet, die irtrumb auszubreiten, nützlichers anzeigende, ist es doch alles dem merern teil der vermeinten arzet ein gespötte und verachtung gewesen, dardurch ich nit wenig angefochten bin, auch bisher nit in kleiner sorg gestanden, es müßte unserer kunst halben noch für und für stümplerisch, ich spräche gern ungrüntlich oder gar unsinnig zugehen, bis ich iezo erkenne an eurem schreiben dieser eurer wundarzney darbei auch in eurer disputation mit mir gehalten von andern sachen, ...»² Die Wirkung des Menardus auf den jungen Studenten Paracelsus kann jedenfalls kaum groß gewesen sein, denn er gedenkt des Mannes nicht mehr besonders. Vielmehr scheint er allen seinen vorgeschriebenen Studien fleißig obgelegen zu haben, wie er denn noch später stolz vermeldet, daß er «der hohen schulen nit eine kleine zielt war».

Mit diesem Stolz, mit der ganzen Zuversicht des frisch promovierten Mannes wird er nach Villach in sein Vaterhaus zurückgekommen sein; mit dem Hochgefühl des geborenen Arztes aber zugleich, nun endlich das Rüstzeug gegen Tod und Krankheit zu besitzen. — Daß er es in Wahrheit nicht besaß, daß das mühsam erworbene Wissen ihm unter der Hand zerbrach, wurde die böse Erfahrung seiner folgenden Jahre. Er hat seine Fehlschläge, die Mißerfolge, die trotz aller Behandlung sterbenden Kranken nicht im Einzelnen berichtet. Aber noch zwei Jahrzehnte später, als er kurz sein Leben umreißt, klingt durch die Zeiten, was ihn damals ergriffen haben muß.

«Ich hab ie und ie mit großem aufsehen fleißiger arbeit mich geflissen zu erfaren den grunt in der arzney, ob sie doch müg ein kunst geheißē werden oder sein oder nicht, oder was doch in ir seie. dan darzu hat mich bewegt vilerlei ursach, nemlich die ungewisse des fürnemens nemlich in dem, das so wenig lob und ēr mit sampt den werken erschinen sind, nit allein in *einer* krankheit sonder gar naher in allen krankheiten also ungewiß war, das doch bei meinen zeiten kein arzet gewesen ist, der doch nur gewiß möchte ein zanwe heilen oder noch ein minders, sonder ich geschweig große krankheit. auch bei allen alten solche torheit erfunden in iren gschriften und darbei gesehen bei den fürstenhöfen, bei den großen steten, bei den reichen, das sie so groß gut erbieten zu geben und doch bei allen erzten verlassen warent in der hilf, die doch in seiden, gulden ringen etc. gingen,

nit mit kleinem namen, pracht und geschweiz. hab ich auf solches mer-
malen für mich genomen dise kunst zu verlassen. dan im grunde zu
bedenken, dieweil niemand und keinem andern gewiß sei, es sei ein
fabelwerk und ein süß mislocken des pfeinings, und sei ein kunst die
do gestelt sei auf den gelauben.»⁴ Und man spürt die ganze Bitterkeit
der verlorenen Jahre und vergeblichen Mühe immer wieder: «Nun
muß ich aber auch anzeigen . . . das ich am ersten den alten ge-
schriften gewaltig glauben geben hab und sie gleich dem evangelio
gehalten und nit zugeben, das sie besser zu machen sei. habe aber nit
verstanden, das diser glaube auf einen sant gestelt ist worden. . . ich
fiel ab und in ein größer erfahrung lendet ich . . . Do verließ ich der
alten scribenten bücher und schriften mit sampt irem geschweiz, das
da pflegen die von den hohenschulen.»⁵ Es tritt hier etwas ein, was ich
vorhin schon bei Kopernikus andeutete: die antiken Autoritäten werden
dieser neuen Generation von Denkern zu Theoretikern, Spekulantem,
deren Theoreme der Nachprüfung bedürfen; der Nachprüfung aber
aus einem Geiste, der anders ist als jener, aus dem sie geboren wurden.
Die Prüfung wird zum Kriterium ihrer Richtigkeit, und wo sie negativ
bleibt, werden Konsequenzen gezogen wie Paracelsus sie zieht.

Man muß sich einmal vergegenwärtigen, was das heißt — daß hier
einer mit einer fast tausendjährigen Tradition bricht, zugleich auch
mit der Summe des Wissens, das die Zeit hatte, und daß er den Bruch
tut, weil er allein die Lehren und Rezepte geprüft hat und finden muß,
daß sie nicht mehr helfen.

Ein Widerspruch scheint sich aufzutun, wenn wir sagen, die alten
medizinischen Weisheiten hätten ‚nicht mehr‘ geholfen; denn man
sollte denken, wenn ein Rezept, ein Heilmittel, je half, so könne es
nicht seine Wirksamkeit von einem Tag auf den andern verlieren.
Aber dabei muß man auch berücksichtigen, wie kompliziert das Phä-
nomen Krankheit sein kann. Selbst reine Infektionskrankheiten, die
man doch lange als kausale Abfolge von Ansteckung und Erkrankung
gehalten hat, geben Rätsel aus ganz anderen Dimensionen auf. Etwa
die Tuberkulose, von der wir seit Robert Koch wissen, daß sie durch
den Tuberkelbazillus hervorgerufen wird, bricht doch bei Anwesen-
heit von Tuberkeln nicht zwangsläufig aus. Vielmehr scheint zu dem
bloßen Bazillenherd noch eine Belastung irgendwelcher — häufig
seelischer — Art hinzukommen zu müssen, um die Krankheit wirk-
sam zu machen.

Wenn ich aber zuletzt an geistige und psychische Erkrankungen er-
innern darf, mag klar werden, was man unter einer «nicht mehr wirk-
samen Heilmethode» zu verstehen habe. — Das Mittelalter, das den
Geisteskranken für einen vom Teufel Besessenen hielt, versuchte durch

Exorcisation den Teufel aus dem Besessenen zu bringen, in hartnäckigen Fällen ihn auch mit dem Knüttel herauszuschlagen. — Eine aufgeklärte Zeit, die die Besessenheitslehren der Kirche verwarf, mußte natürlich zugleich solche Behandlungsmethoden verwerfen, — bis eine andere Lehre diese wiederum verständlich machte, und heißen sie nun auch Elektroschock und Heilhypnose.

Das Beispiel des Warzenbeschwörers, das ich in meinem Aufsatz im Jahrbuch 1954 schon brachte⁶, jenes alte und unveränderte Rezept, dessen unsichtbare Wirkung einmal mit magischer und zum anderen mit psychologischer Terminologie zu erklären versucht wurde, machte es auch deutlich, wie damit ein Geheimnis zweimal zwar erklärt, aber nicht ergriffen wurde. Was ich damit aber zeigen will, ist nur, daß die Medizin — Grenzfall einer Naturwissenschaft — nicht vom Rezept, vom Experiment herkommen kann, sondern daß sie auf das Experiment zugehen muß, in ihm den Beweis des ‚philosophischen‘ Gedankens suchend. Denn wir vergessen leicht, daß ein *Gedanke*, ein *Weltbild* am Anfang stehen muß, und daß jedes Rezept und Experiment nur im Bereich dieses Weltbildes gültig und richtig ist, gleichwie ein Beweis aus der euklidischen Mathematik in einer nicht-euklidischen keine Gültigkeit mehr hätte. Dazu kommt nun noch, daß die mittelalterliche Medizin keine Experimente in unserem Sinne kannte — so wie Aristarch keinen Rechenbeweis für seine Konzeption eines heliozentrischen Weltbildes gekannt hat. Die wenigen antiken Medizinschriftsteller galten als mehr oder minder unfehlbar, dergestalt, daß nicht bei *ihnen* der Fehler gesucht wurde, wenn eine Kur nicht anschlug, sondern beim Kranken, der dann als unheilbar gelten mußte.

In Paracelsus war aber die Leidenschaft des Arzt-Seins zu stark, um solche Entschuldigung anzunehmen. Er zweifelte nicht an den Kranken, sondern an der Medizin.

Was dieser Schritt ins Ungewisse bedeutete, können wir heute nicht mehr ermessen, da wir ja wissen, was aus ihm erwuchs. Zu der Zeit aber, da Paracelsus ihn tat, war es nicht die Frage, ob er sich für ein altes oder neues Theorum entscheiden wollte, weil es nur das alte gab, das überdies mit der ganzen Autorität des Altehrwürdigen behangen war, und weil das neue ja nicht geschaffen werden konnte ohne endgültigen Bruch mit dem alten. Dieser Bruch konnte nicht schlagartig erfolgen, wie er auch nicht ohne Kämpfe und schwere Zweifel vor sich ging. Vielmehr begann er wohl als ein Verwundern über den geringen Effekt aus den Lehren der Autoritäten, wohl auch über den mangelnden Zusammenhang zwischen mancher Theorie und den geläufigen Heilmitteln vor allem aber in der Diskrepanz zwischen ärztlichem Wollen und Vermögen.

«Weiter sie sagent von einem ursprung, und so es also were, wie sie fürgeben, so wer ir eigen ursprung iren recepten ein widerwertigs, und conveniren nicht zusamen die recepten und ir beschribener ursprung.» (Große Wundartznei, zweites Buch, Sudhoff 10, 233.)

In der m. E. frühesten Schrift, die wir aus Paracelsi Feder heute haben, dem sog. Volumen Paramirum, finden wir manches Zeugnis dafür, Zeugnis zugleich für die endzeitliche Erwartung jener Jahre, aus der kaum ein Entrinnen mehr schien.

«So solt ir wissen, das zu den zeiten Hippocratis, Rasis, Galeni etc. glücklich zu arzneien gewesen ist, ursachen die fegfeuer sind klein gewesen. aber izt und für und für, dieweil da zunimpt das ubel so ist ie lenger ie minder glück in der arznei. aus der ursachen sind auf erden böser erzet nie gewesen dan izt, wan das fegfeuer ist zu streng das kein arzt demmen mag. und wenn die ersten hie werent, so wer all ir sachen blint.»⁷

Liest man diese Zeilen über das Böserwerden der Krankheiten, so muß man zugleich bedenken, daß in jenen Jahren eine der bösartigsten Krankheiten in Europa völlig neu auftritt — eine Krankheit, die als ein harmloser Hautausschlag beginnt und die den Körper nach und nach furchtbar und unaufhaltsam zerfrißt: die Syphilis. Da die klassische Medizin weder sie selbst noch ein Heilmittel gegen sie kannte, versucht Paracelsus zunächst, diese Lücke auszufüllen. Und wie er nun anderen Krankheiten nachforscht, die den Alten wohl bekannt waren, da vermutet er noch, diese Krankheiten seien damals harmloser gewesen, seltener aufgetreten und bald geheilt worden. (Ob man darüber hinaus den Gedanken annehmen kann, Krankheiten haben wie historische Erscheinungen ihre bestimmten Epochen und Zeiten, muß ich offen lassen.) Auch da steht Paracelsus erst noch Seite an Seite mit der alten Medizin. Wir wissen nicht, wie sich diese seine Haltung langsam wandelt, wissen allein, daß der junge Arzt nach einigen aufsehenerregenden Kuren im oberen Deutschland 1527 als Stadtarzt und Professor nach Basel, in die Stadt der Humanisten, Stadt eines Erasmus von Rotterdam, berufen wird.

Zu diesem Zeitpunkt ist die Entscheidung gefallen: *gegen* die alten Autoritäten, nicht *mit* ihnen. In der Mittsommernacht 1527 ist er mit seinen Studenten hingegangen und hat «die summa der bücher in St. Johannis feuer geworfen, daß alles unglück mit dem rauch in die lüfte gang».

Paracelsus wirft der alten Medizin den Fehdehandschuh hin — in der Form nicht unähnlich und sicher in Anlehnung an die Art, wie Luther ihn dem Papsttum mit der Verbrennung der Bannbulle hinwarf. Damit war der Schritt öffentlich getan, den Paracelsus für sich

selbst sicher Jahre vorher getan hatte, und als dessen Folge vielleicht schon seine oben erwähnten Kuren so erfolgreich waren, daß sie ihm die Baseler Professur einbrachten.

Daß er diesen Schritt nicht leichtthin tat, daß es ihn vielleicht selbst manchmal graut vor der Tiefe, in die er sich hineinstürzt, vergißt man gerade bei Paracelsus leicht über der Heftigkeit seines Temperamentes.

«Es ist frevenlich genug, ein neues aufzubringen und das alt zu verwerfen, so aber bilicheit do ist, warumb wolt es dan nicht geschehen? dan ein brauch ist nicht ein kunst: *das* ist ein kunst, die sich mit der werken beweiset. nun möcht in sollichem ein einrede geschehen, also obgleich nie kein schaden sei geheilt worden on mich oder erkennt on mich, ob es stil gestanden sei bis auf mich, ob die arznei allein in mir sei und sonst in niemants? darauf sol nun mein antwort auch gehört werden. des ursprungs halben ist es war, nie keiner hat der ofnen scheden grunt, ursprung und herkomen beschriben. und das also sei, wie sie geschriben haben, das beweiset sich offentlich. weiter zum andern sind auch scheden geheilt worden, aber zehenmal mer verderbt, mutwillig und schentlich wider der kunst vermügen aus gepresten deselbigen. das solchs nit beschehe und nit beschehen wird, das schreib ich. . . .⁸ Aber aus allen Zweifeln und Anfechtungen geht er hervor mit der Gewißheit, daß es der rechte Weg sei, auf dem sein Genius ihn treibt. Dieser Weg und dieses Leben sind *ein* Ding, und es ist kein bequemer Weg, kein bereiteter oder gepflasteter. Es ist ein Schritt-für-Schritt-Vorwärtsdringen ins Unland, wo einer Barett und Talar nicht tragen kann — ein Suchen nach der Wahrheit, wo immer sie verborgen liegt: «nicht allein bei den doctoren, sondern auch bei den scherern, badern, gelerten erzten, weibern, schwarzkünstlern so sich des pflegen, bei den alchimisten, bei den klöstern, bei edlen und unedlen, bei den gescheiden und einfeltigen.»⁹ So ‚*erfährt*‘ er die Medizin wieder als ein Landfahrender, nachdem das kurze Glück seiner Professur jäh zerbrach. Und wie Luther dem Volke ‚aufs Maul schaut‘, so schaut Paracelsus auf seine Heilkünste.

Daß dem Mann, der schon nach Basel mit großem Nimbus kam, und dessen große Wanderung *nach Basel* erst begann, vielerlei Leute zugelaufen sein mögen, die neben ihm bestehen, über ihn triumphieren oder auch von ihm lernen wollten, könnte man sich vorstellen. Und was der gelehrte Mann, der den ferraresischen Doktorhut hätte tragen können, an krausen, seltsamen und vielleicht gefährlichen Praktiken gesehen hat, ist wohl bunter, als unsere Phantasie uns einzubilden vermag.

«Ich habe vilmalen zugeloset scherern und badern und irs gleichen, die sich irer kunst so teur berümpft habent, das sie abgehauen nasen,

die drei tage im schne gelegen, abgehauen finger und dergleichen noch unglaubigers widerumb uber etlich tag gefunden haben, hinan an sein alte stat gesezt; solicher weidsprüch pflig dich nit. ein arzet solle warhaft, ernsthaft, dapfer sein mit seinen reden, nit leichtfertig. rede das müglich und der natur gleichmeßig, das mag ein fromb man glauben und dich loben. ich hab wol in Veriul gesehen, warde einem ein or abgehauen und ein bader name es und sazt es widerumb hinan mit steinmezen küt, kesleim etc.; er behielte das Lob und ein groß wunder geschrei. am andern tag fiel es widerumb herab, da es der eiter underfressen hette. also geschehent auch ander dergleichen angesetzten gliedern; was lob ist es aber?»¹⁰

Dergleichen Scharlatanerien mögen ihm öfter untergekommen sein, und dann stand er neben dem Wunderdoktor zunächst als der Blamierte. Aber das focht ihn nicht an, auch ließ er sich dadurch nicht abbringen, den Heilkünsten des Volkes nachzugehen; denn mochte auch hier die Spreu beim Weizen liegen, so lohnte doch die Sichtung mehr als an allen Hohen Schulen. Aus diesem Umkreis hat er schon bald einen nach heutiger Meinung sehr wesentlichen Teil der Medizin heraufgeholt, nämlich die Chirurgie, die die damalige gelehrte Medizin gar nicht beachtete, ja die sie den kleinen und unachtbaren Leuten überließ. Bei diesen Badern und Scharfrichtern, die äzten und brannten und zur Ader ließen und den Gefolterten hernach die Glieder wieder einrenkten, fand Paracelsus zwar nur ein beschränktes, aber doch sauberes Handwerksskönnen, und das wurde ihm zu einem festen Grund inmitten allen Zerbrechens «erstlich in der wuntarznei, die ich als das gewissest noch bisher erfahren habe».¹¹

Aber schon in diesem gewissesten Fache gab es Fragen und Ueerraschungen und scheinbare Wunder; Paracelsus freilich ließ sich davon nicht blenden, und mit einer Systematik, die seither Voraussetzung aller wissenschaftlichen Forschung wurde, geht er den Dingen auf den Grund und versucht hinter ihre Geheimnisse zu kommen.

«Ich hab gesehen zu griechischen Weißenburg ein Walachen der gab nicht mer dan ein trunk zu trinken und heilet damit ein iegliche wunt und stich, wiewol das ist, das eben dieselbig kunst nit einem ieglichen, nicht an allen enden, nicht in allen wunden gewiß war. iedoch aber do ich erfahren hab seine kranken, auch die orte der wunden, so mügent auf die selbig gestalt al solche wunden leichtlich geheilt werden. was aber nicht in derselbigen form stund, do widersezet es sich, ein große kraft ist es aber in der natur. ich hab auch in Crabaten gesehen von einem Zigeiner, der nam ein saft von einem kraut, gab in auch zu trinken ein mal; was leibstich warent in die tiefe, die warent von einem trinken geheilt, was aber zun zufellen geneigt war,

in selbigen hat es kein kräfte. ich hab auch gesehen zu Stockhalma in Denmark* ein wunntrank bei einer edlen frauen: ausgenommen was beinschrot- oder geederwunden warent, die warden mit drei trünken geheilet. iedoch aber dieweil selten allein das fleisch gehauen wird, ist sich auf soliches nicht zu verlassen. ich hab auch gesehen ein mal ein teufelbeschwörer, der het ein wunntranke, der heilet mit dreien trinken wunden, beinschrötig, auch abgehauen geeder; aber da ich die rechten warheit erfure, heilet nicht das *tranke*, sonder das er uber die wunden legt, wölchs in anderen seinen capiteln gemeldet wird.»¹² Wundtränke, eine etwas aus der medizinischen Mode gekommene Arzneimittelform, sind damals außerordentlich beliebt — vielleicht umsomehr, als man sich ihre Wirkungsweise nicht so recht vorstellen konnte, umsomehr auch vielleicht, als sie, wie die Liebestränke, gern von Leuten gegeben wurden, die im Geruch der Zauberei standen. Denn der Reiz und die Anziehungskraft des Seltsamen, des Nicht-Alltäglichen ist ja stets auf den Kranken groß. Sofern nun ein der Zauberei Verrufener nur halbwegs brauchbare Heilmittel wußte, konnte er aus der Verbindung beider Momente ein gutes Geschäft machen: «In Kernten ist ein kloster, heißt Ossien, die sagen sie haben ein heiltumb (Heiligtum) damit sies austreiben, das ist, die teufel, und aber das heiltumb ist ein arznei. was do hilft, ist wol ein heiltumb, dan es ist aus got uns geben. so ist das allein, das ich red, das man aus arznei geistlich heiltumb macht.»¹³

Interessant ist ja, daß Paracelsus dem Teufelsbeschwörer mit dem Wundtrank gleichsam auf die Schliche gekommen ist, daß er herausfand, daß gar nicht der Trank die Wirkung vollbringe, «sonder das (was) er uber die wunden legt». Paracelsus gestattet sich an dieser Stelle keine Abschweifung, wiewohl hier etwas angedeutet wird, womit er sich immer und immer wieder beschäftigte. Hier begnügt er sich mit dem Hinweis, daß solches «in anderen seinen capiteln gemeldet wird». Es sind dies wahrscheinlich aber die Kapitel von der Persicaria, von dem Kraute Wasserblut, dessen seltsame Wirkung ihn immer aufs Neue fesselt:

«So ir wollent von der persicaria den rechten grunt verstehen und erkennen, sollent ir anfanglich wissen, das persicaria ist ein kraut zun ofnen scheden menschen und dem vihe, also das gar nahet persicaria al offen scheden heilet.»¹⁴ Daran ist nun noch nichts Auffälliges, auch

* Seit der Kalmarischen Union von 1397 sind die drei skandinavischen Länder unter der Führung Dänemarks vereinigt, u. zw. bis 1520, wo Schweden nach dem Stockholmer Blutbad sich loslöst. Paracelsus ist also wohl vor 1520 in Stockholm gewesen.

noch nicht daran, «das man sol nemen das kraut also grün und durch ein frisch fließents wasser gezogen und dem roß under den sattel gelegt mit gutem fleiß und vil, dornach darauf geritten für und für und nichts geschonet, all tag ein mal, es heilet wunderbarlich».¹⁶ Denn das ist schlicht eine Kompressen, vergleichbar einem Heublumenumschlag oder dergleichen. Aber der Kundige benutzt dieses Kraut in anderer Weise: «Damit ir den brauch des krauts verstanden, so sollent ir wissen, das in der gestalt gebraucht wird, nemlich man nimpt das kraut und zeuchts durch ein frischen bach, demnach so legt mans auf das selbig, das man heilen wil, als lang als einer möcht ein halb ei essen. darnach so vergrabt mans an ein feucht ort, domit das faul werde, so wird der schad gesund in der selbigen zeit.»¹⁰

Diese Persicaria mag es gewesen sein, die der Teufelsbeschwörer seinem Patienten auflegte; und deren Wirkung er nicht preisgeben wollte, sondern lieber die Heilung einem Wundtrank zuschrieb. Dieses Rezept ist in seiner Form sehr alt, zugleich aber noch bis auf unsere Tage lebendig. Es verdankt sein Entstehen — soweit uns greifbar — den Vorstellungen des Berührungs- oder contagiösen Zaubers, die darauf hinauslaufen, daß zwei Dinge, die einmal miteinander in Berührung waren, künftig eine Gemeinsamkeit des Schicksals haben — der Grund auch, warum nach altem Aberglauben abgeschnittene Fingernägel oder ausgekämmte Haare nicht achtlos weggeworfen werden sollten, damit kein Böswilliger sich ihrer bemächtigt und den Achtlosen auf magische Weise verbrenne, siede oder was immer. Es ist im Grunde dasselbe wie die vielerlei Warzenrezepte, die wir noch heute im sog. «Siebenten Buche Mosis» finden. Die Grundform ist alt, jedenfalls älter als das Christentum, wenngleich sie sich — verbotenerweise — gern mit christlichen Emblemen schmückt, ja diese «kräftigen» Zeichen in den Dienst ihrer Wirkung stellt. In solcher Aufmachung scheint sie Paracelsus bei seinen Gewährsleuten gefunden zu haben, denn er sagt: «wiewol ich das auch melden muß, daß etlich ein kreuz über die scheden machen, etlich beten darzu; solchs alles ist von unnöten, gehört nit darzu, dan es ist ein natürliche wirkung do, die das natürlich rut, nit superstitiosisch und zauberisch.»¹⁷

Man darf einmal die Frage der Wirksamkeit ganz außer Acht lassen; denn ob und wie ein Ding wirkt, kann man ja nicht einfach empirisch feststellen. Vielmehr wird die Durchführung eines Experimentes überhaupt davon abhängen, daß man sich eine Wirkung als möglich denken kann. Zwei geistige Welten, zwei «Kulturen» haben diese Frage bejaht, und es steht uns nicht an, darüber zu lachen, zumal wir nicht wissen, ob wir sie nicht selber morgen bejahen. Die, von denen Paracelsus das Rezept hatte, sahen eine übernatürliche, eine «zauberische»

Kraft darin wirksam. Paracelsus erkennt eine natürliche, freilich unsichtbare Kraft und Wirkung, eine jener Kräfte, die in dieser neuen, bürgerlichen Welt die Kräfte der alten Dämonen ablösen, wie, um mit Peuckert zu sprechen, die «Summe der natürlichen Gesetze» den Vatergott der bäuerlichen Welt ablöst. Und er erklärt diese seltsame Kraft und Wirkung «durch ein magneten und compaszüngli. im magneten ist die kraft, das er das eisen an sich zeucht on hent und füß wunderbarlich. so man nun haben wil, das er die zungen vom compaß an sich ziehe, so muß am ersten das zünglin mit dem magneten geschmirbt und gerectificirt werden . . . solchs ist in der natur ein mysterium und ein secretum und magnale, dardurch got im liecht der natur sein wunderwerk wunderbarlich erzeugt etc. nun folgt izt auf das, das in persicaria dergleichen ein art ist, gegen dem fleisch das verlezet ist, also das persicaria in das selbige wirkt, wie der magnet in dem compaßzünglin.»¹⁸

Was «Kulturablösung», was Reformatio sei, läßt sich an diesem einen Rezept und seiner Deutung ersehen. Ersehen zugleich, was der Mann aus Einsiedeln geleistet, welchen geistigen Weg er ausgemessen hat. Denn was es heißt, das ganze gelehrte Wissen einer Zeit, in der er doch zugleich selbst stand, über Bord zu werfen, und Schritt für Schritt aus Unterschichtigem ein ganz Neues zu beginnen, wird vielleicht nirgends so ergreifend sichtbar wie an dem schlichten Versuch, ein «wirk-sames» Mittel für Wunden und offene Schäden zu finden — und zu deuten.

Dieses ganze Leben war ein schrittweises Vordringen, auch wo der Genius stürmisch nach dem Neuen griff. Aber der Mut des Anfanges ist ihm nie erlahmt, wieviel er auch noch seiner harrend wußte: «so far ich dermaßen für, das ich wil hie in disem buch ein herbarium anzeigen, von den kreutern und wurzen, samen und blettern, sovil und ich auf dise zeit erfahren hab und weiß . . . also wil ich leser fürfarn und besichs, wie es dir gefalt ietzt in der ersten arbeit. kompt mir mer, dir wird auch mer werden.»¹⁹

Was es schon allein für einen gelehrten Arzt heißt, dem Kranken recht zu geben, der zu den «Kurpfuschern», den Volksärzten läuft, zuzugeben, daß jene es besser verstehen als die hohen Fakultäten. «unangesehen ir geschwez habent die kranken des gemeinen mans suchen nit verachtet und alwegen bei den einfeltigen hilf gesucht, durch wölche got groß künsten hat lassen an tag komen, die allemal durch die phariseischen arzet verlachtet sind worden.»²⁰

Das Gebot, Gott über alle Dinge zu lieben, den Nächsten aber wie sich selbst, sieht Paracelsus vor allem auf den Arzt gemünzt, und vielleicht deshalb vermag er ohne alle Ressentiments dergleichen Einge-

ständnisse zu machen, ohne auch ins Gegenteil zu verfallen und des gemeinen Mannes Heilwissen über Gebühr einzuschätzen.

«also seind mir künst zugestanden von unachtbaren leuten, die auch von inen ungeschicktlich geprauchet worden. aber die lange übung und hin und her bewerbung berüme ich mich des, das ich derselben künste ein corrector und examiner bin, der sie in iren rechten brauch nach inhalt ires vermögens gebracht und gesetzt hat.»²¹

So, suchend und vergleichend und corrigierend, fährt dieser Eremita auf den deutschen Straßen durchs Land. Im Sommer 1532 zieht er — Peuckert hat diese Wege in seinem Aufsatz für die Festschrift des Landes Kärnten 1955 untersucht — hinauf ins Hochtal von St. Moritz, von da weiter, hinüber nach Kärnten in sein «ander Vaterland». Auf diesem Weg und bei den Bewohnern dieser Gebirgsgegend hofft er unter anderem brauchbare Mittel gegen Erfrierungen zu finden und zu lernen. «so ist aber ein grobs rauchs volks da, das auf solich sachen kein achtung hat, darumb bei inen nichts zu erholen ist. also... geschehen solcher sachen vil, aber bei niemants hilf oder entlich arzney zu suchen.»²²

So wird ihm im großen und ganzen häufig nichts begegnet sein, und häufiger ein Geschwätz als gute Arznei.

Aber unerwartet und ungesucht gab es auch für ihn Ueberraschungen: «ich hab erst mal gesehen, das ein man im Elsaß tragen hat von Ruffach gen Sulz auf drei zentner schwer ein lange meil wegs wein in einem faß auf sich gebunden, und 12 man zu im genomen, hat die 12 alle müd gangen, das sie im nicht haben mögen folgen und schwach hernach gangen, etlich tag hernach gar geschwecht gelegen. ich, do ich das sach, mit langer zeit hernach, vermeint ich, die kranken, so gar schwach werent, also auch zu sterken. stelt ich stark leut zu im und gab im wurzen genug, domit er kein mangel hette, aber es half nichts. ist mir etlich mal geschehen. das ist aber wol also, was treffenlich arbeit und ie strenger, ie kreftiger, die wurzen hilft, das nebenarbeiter, so umb in seind, all erligen. alein das man der wurzen tag und zeit vorbehalt, wan sie zu gewinnen sei.»²³

Gedanken wie dieser letzte gehören nun aber nicht mehr den volkläufigen Heilkundigen zu, mindestens nicht bis zu jener Konsequenz, zu der Paracelsus sie durchdenkt. Zunächst sagt er zwar ein ganz Natürliches, ein Selbstverständliches aus, nämlich daß eine Arznei «reif» sein müsse, wie das Obst am Baum reifen muß, bis der Herbst, die Zeit seiner Ernte kommt. Wie aber die sichtbare Reife des Obstes nicht allein durch die Zeit bewirkt wird, sondern durch die Kraft und «Süße» der Sonne, so ist es auch mit den unsichtbar reifenden Dingen, die eines anderen Planeten Kraft und Wirkung in sich tragen mögen.

«Dise wurz des englischen distels ist dermaßen in ir natur, so sie in irer operation ist, welche gleich dem mon ist, so zeucht sie von einem andern die kraft aus und gibts dem, der sie tregt zu der selbigen zeit.»²⁴

Das Wissen der Handwerker langt in diese Gedankengänge und Ueberlegungen hinein, hier aber nicht mehr um seiner selbst willen gewußt, sondern beobachtet als Ansatz und Ausgang für ein neues Verstehen.

«sehet an die fürsichtigkeit der hafner, der zimmerleut etc. die selbigen gewinnen iren leim und hauen ab ire beume nach gewisser constellation, so wachsen keine grillen im leimen nicht, auch in selbigen beumen kein wurm nicht. und noch mehr solcher constellation sind, so man holz darinnen hauer, das weder schwint noch zunimpt. solcher krefte und impressiones sind noch mer, die von der astronomei erzelt werden. wo aber die stunt nicht observirt wird, do wird dieselbe kraft nicht sein.»²⁵

Es zeigt sich auch hierin eine völlige Abwendung von dem Wissen der Hohen Schulen und den Lehren der alten Autoritäten und ein Anfangen bei den kleinsten Bausteinen der Medizin, hier nun aber nicht bei berufsmäßigen Heilkünstlern des Volkes, sondern bei solchen, die gegen tägliche Unfälle eigene und jederzeit greifbare Arzneien wissen. «wie erzölt sind ursprung etlicher arzney, sind vilerlei künst gefunden worden durch die hantwerksleut, die von irem werkzeug und damit sie handlen versuchung geton haben. als die keßler habent mit kupferschlag das blut gestelt, auch die flüssigen wunden mit ausgetrücknet, also auch die schmit in wunden verbrenten eisen, das crocus martis heißt, dergleichen in wunden gehandelt. also auch die hafner habent mit silber- oder goltglett dermaßen auch erfarnus gehabt. solicher stuck sind vil, die der mensch wunderbarlich erfunden hat und also ein experiment geheißten worden. es sind auch durch die alchimisten, die mancherlei versuchen und mancherlei inen zu handen stoß, vilerlei experimenten erfaren, wölche nicht not zu beschreiben, als mini, bleiweiß und dergleichen. in solchen zeiten sind auch eingefallen die philosophi und haben solche krafte und natur beschriben, in wölchem schreiben sich begeben hat, das auch beschriben sind worden allerlei kreft der arzney»²⁶.

Handwerker haben ihre Heilmittel, ihr Wissen, die Alchimisten das ihre (und die Alchimisten sind zuweilen auch nur eine Art Handwerker, wie denn die Alchimisten der Erzgruben von Schwaz in Kärnten wohl eine Art Bergbauchemiker waren); zu ihnen aber kommen die Philosophen und beginnen das zu beschreiben und zu durchdenken, was sich im Experiment und im täglichen Gebrauch als gut und wirksam erwiesen hat. Welcher Art und Herkunft aber die Philosophen waren, die

solche Praktiken in ein gedankliches System zu bringen vermochten, müssen wir noch einen Augenblick zurückstellen, und noch einmal an unsere Ueberlegungen über die Engelsdistel anknüpfen. Denn nicht die Vorschrift, daß die Wurzel der Engelsdistel in «rechter zeit» gewonnen werden müsse, ist für uns das Ueberraschende gewesen, sondern viel mehr die Tatsache, daß man eine derartige Wirkung für möglich, ja gar noch für natürlich hielt.

Wieder müssen wir die Frage der wirklichen Wirksamkeit beiseite lassen, statt dessen aber der Geschichte solcher Heilmittel ein wenig nachgehen, auf die Paracelsus selbst hinweist.

«Solchs alles ist anfenglich bei den Aegyptern gewesen, die durch ir gamahen genomen haben das glück von einem andern und einem unglückhaftigen geben, item den sig und victoriam der gleichen genomen. dan die fürtreffenlichsten sig, so Alexander Magnus, Julius Gaius Caesar gehabt haben, ist inen nicht durch ir inclination komen, sonder entfrembt von andern, inen geben, und nicht allein denen sonder auch andern noch vil mer, dan gar manigfaltig ist solchs beschehen. die selbig erfinder der gamahen und praeparatores der gamahen seind die magi gewesen; dan das ist ein species der kunst magica.»²⁷

Die Gamahen der aegyptischen Magier — Edelsteinalismane mit eingravierten Planetenzeichen — und die Engelsdistel aus dem Elsaß stehen als Träger einer geheimnisvollen Kraft nebeneinander. Aber diese Kraft ist nicht dämonisch sondern natürlich, denn es ist eine jener Kräfte, die in den Planeten und durch die Planeten auf die gesamte untere Schöpfung wirken und ist im Letzten ein Teil der Schöpferkraft des neuen Gottes dieser neuen Zeit. Auf diese Kräfte, diese Geheimnisse kommt es Paracelsus an, und er versteht, daß der Mann in Ruffach sie so gut anzuwenden wußte wie die aegyptischen Magier. Paracelsus sieht in dem, was er bei dem gemeinen Mann findet, mehr als ein autochthones Volksgut, nämlich die Reste der Medizin aus den anfänglichen, den unverderbten Zeiten der Welt, die er wieder heraufführen will. Das Volk ist ihm der Bewahrer dieser Geheimnisse, die die Hohen Schulen verlassen und verworfen haben, und bei ihm holt er sich wieder, was vormalis Allgemeingut war: «die gar alten ersten philosophi haben sich großer gesuntheit gepflogen und zu komen auf ein langes leben mit frölicher gesuntheit. zu dem selbigen end zu komen, haben sie dise arznei von der schwarzen nieswurzen gebraucht . . .»²⁸

Und später, da er in größerem Zusammenhang vom langen Leben und den Mitteln zu seiner Erlangung handelt, ergänzt er die Angabe über die alten Philosophen dahingehend, «das nie kein her noch könig sich solchs gepflogen hab noch gebraucht, dan Hermes allein.»²⁹ Her-

mes Trismegistos, der Dreimalgrößte, der sagenhafte Gott, König und Weise der Aegypter, der die Summe seiner Weisheit in der sogenannten smaragdenen Tafel niedergelegt hat, hat all dies Wissen gehabt und gelehrt. Alle Welt war voll davon in den Tagen des Anfanges und der Unverderbtheit, in der guten alten Zeit.

«zu iren zeiten seind solche künst groß in wörden gewesen. dieweil aber alle künst sophistiziert seind worden durch die erdichten und vermeinten gelerten, ist des rechten grunts wissen vergessen worden und das Lappenwerk an die stat komen.»³⁰

Das Lappenwerk ist an den Hohen Schulen und die alte Weisheit ist verstreut und zersplittert unter dem gemeinen Volk, bei Hexen und Henkern, bei den Handwerksleuten und den alten Weibern. Und so ist auch dieses Suchen — der Beginn der modernen Medizin, das Messen und Wägen in der Heilkunst — in seiner eigenen Sicht eine Reformation.

Nirgends kam das vielleicht so deutlich zum Ausdruck wie in der sog. «Intimatio», der Basler Vorlesungsankündigung vom Sommer 1527, die ich hier in Peuckert'scher Ueberzeugung wiedergebe und damit den Kreis dieser Untersuchung schließe:

«Da ganz allein die Medizin als einzige aller Disziplinen gleichsam wie ein Gottesgeschenk, nach dem Urteil der heiligen und profanen Schriftsteller, als eine Notwendigkeit bezeichnet (und ausgezeichnet) wird, und nur wenige der Doktoren sie heute mit Glück ausüben, erschien es mir geboten, sie in ihren ursprünglichen, lobenswerten Zustand zurückzuführen.»

Quellen und Literatur

¹ Paracelsus: Von den natürlichen Dingen. ed. K. Sudhoff: Sämtliche Werke 2, 96.

² Brief Wolfgang Thalhausers an Paracelsus. Abgedruckt bei Sudhoff a. a. O. 10, 12.

³ Paracelsus: Vorrede zum ersten Traktat der großen Wundarzney. Sudhoff 10, 19.

⁴ Paracelsus: Vorrede zum Bruchsrück über die podagrischen Krankheiten. Sudhoff 1, 378.

⁵ Weber, R.: Studien zur paracelsischen philosophia adepta. In: Nova Acta Paracelsica, VII. Jahrbuch 1954, S. 197 ff.

⁶ Paracelsus: Volumen Paramirum, Tractatus de ente dei, Cap. V, Sudhoff 1, 228.

⁷ Paracelsus: Vorrede zum 2. Buch der gr. Wundarzney, Sudhoff 10, 233.

- ⁹ Paracelsus: Vorrede zum 1. Traktat 1. Buch Wundarznei, Sudhoff, 10, 20.
- ¹⁰ Paracelsus: 1. Buch der großen Wundarznei, Sudhoff 10, 31.
- ¹¹ Paracelsus: Vorrede zum 1. Traktat, 1. Buch gr. Wundarznei, Sudhoff 10, 21.
- ¹² Paracelsus: Große Wundarznei 2. Traktat, 2. Kapitel, Sudhoff 10, 95.
- ¹³ Paracelsus: Elf Traktat (Von der Taubsucht) Sudhoff 1, 107.
- ¹⁴ Paracelsus: Herbarius (Von der Persicaria) Sudhoff 2, 18.
- ¹⁵ Paracelsus: Von den natürlichen Dingen (Wasserblut) Sudhoff 2, 91.
- ¹⁶ Paracelsus: Herbarius (Persicaria) Sudhoff 2, 18.
- ¹⁷ Paracelsus: ebd 2, 18.
- ¹⁸ Paracelsus: ebd. 2, 18 f.
- ¹⁹ Paracelsus: Prologus zum Herbarius. Sudhoff 2, 5. 6.
- ²⁰ Paracelsus: 2. Buch der gr. Wundarznei, 2. Kapitel, Sudhoff 10, 239.
- ²¹ Paracelsus: 1. Buch der gr. Wundarznei, Vorrede zum 3. Traktat, Sudhoff 10, 161.
- ²² Paracelsus: 1. Buch der gr. Wundarznei, 12. Kap. Sudhoff 10, 194/5.
- ²³ Paracelsus: Herbarius (Von dem englischen Distel), Sudhoff 2, 38.
- ²⁴ Paracelsus: a. a. O. 2, 35.
- ²⁵ Paracelsus: Andere Ausarbeitung über den Terpentin, 2. Kap., Sudhoff 2, 183 f.
- ²⁶ Paracelsus: 1. Buch der gr. Wundarznei, 6. Kap. Sudhoff 10, 115.
- ²⁷ Paracelsus: Herbarius (Von dem englischen Distel), Sudhoff 2, 37.
- ²⁸ Paracelsus: Herbarius (von den blettern der schwarzen nieswurz), Sudhoff 2, 7.
- ²⁹ Paracelsus: Liber de longa vita, Sudhoff 3, 224.
- ³⁰ Paracelsus: 1. Buch der gr. Wundarznei, 8. Kapitel, Sudhoff 10, 126.
- ³¹ Paracelsus: Intimatio Basileae, teilweise übersetzt von W. E. Peuckert, in: W. E. Peuckert: Paracelsus, Die Geheimnisse, ein Lesebuch aus seinen Schriften, Leipzig 1941, S. VIII f.

Zur Abfassung dieses Aufsatzes durfte ich mich des auf Paracelsus bezüglichen Nachlasses des verstorbenen Stadtbibliothekdirektors von München, Herrn Professor Hans Ludwig Held bedienen, für dessen Ueberlassung ich Frau Held hierdurch meinen ganz besonderen Dank sage.

EINIGE PARACELSISCHE WERKE WENIGER

*Untersuchungen zum überlieferten Bestand an echten
Paracelsischen Werken*

Von Karl-Heinz Weimann, Marburg

1. Welche echten Paracelsischen Werke existieren wirklich? Diese Frage hat Karl Sudhoff, der Altmeister der Paracelsusforschung, im wesentlichen beantwortet. Aus dem medizinisch-naturwissenschaftlich-philosophischen Bereich Paracelsischer Werke hat er alles Echte umfassend und aus den Quellen in seiner großen Paracelsus-Gesamtausgabe¹ zusammengetragen. Das Unechte, Unterschobene findet sich dort unter der Marke «Spuria» im letzten Band zusammengefaßt.

Für den theologisch-religionsphilosophisch-sozialkritischen Anteil des Paracelsischen Schriftwerkes hat Sudhoff ebenfalls eine erste Uebersicht geliefert. Aus Sammlung und Sichtung des in alten Drucken und Handschriften Verstreuten erwuchs sein «Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften». Die dort² gebotene Zusammenstellung theologischer Paracelsica war so vollständig, daß sie durch neue Handschriftenfunde kaum erweitert werden konnte. Weder durch spätere Handschriftenfunde Sudhoffs³, noch durch neuerliche Handschriftenfunde Goldammers⁴, des Herausgebers des theologischen Teiles der Paracelsus-Gesamtausgabe.

Im Gegenteil! Diese Sudhoffsche Aufstellung Paracelsischer Werke muß sogar um einige Schriften verringert werden. Nicht alles hielt kritischer Nachprüfung stand. Schon Sudhoff hatte einiges als vermutlich unecht bezeichnet. Eine Uebersicht über das Verbleibende wurde von Goldammer in den *Nova Acta Paracelsica* 1954 veröffentlicht⁵. Nunmehr ergibt sich nochmals eine Verringerung des Bestandes an Paracelsischen theologischen Werken. Als selbständige Schriften scheiden aus: «Cum natus esset», «Explicatio orationis dominicae», «De resurrectione mortuorum», «Sermo ob der Glaube zu strafen sei», «Maria ist aus Anna geboren, aber aus Joachim nicht», «Es wird gefragt, ob auch Maria sei in Sünden empfangen und geboren»; ebenso scheiden Teile der fragmentarischen Ausarbeitungen zu den «Büchern der unsichtbaren Krankheiten» aus.

•

2. Der «Sermo super verbo cum natus esset»⁶, überliefert in der Handschrift H1⁷ auf Blatt 10a—12b ist nur ein Teil des 2. Kapitels

der «Späteren Ausarbeitung zum Matthäus-Kommentar»⁸, die in den Handschriften B₁⁹, K₄¹⁰, der Anfang auch in H₁¹¹ überliefert sind. Der Teil «Cum natus esset» entspricht ziemlich wörtlich der Stelle in K₄, Blatt 234b.

3. Die «Explicatio orationis dominicae»¹², überliefert in der Handschrift K₃¹³ auf Blatt 137a—143a, ist ein Teil des Anhangs¹⁴ zu den «Fünf ersten Kapiteln Matthaei», jener «Frühen Ausarbeitungen zum Matthäus-Kommentar». Sie entspricht dort im Zusammenhang ziemlich wörtlich der Stelle in K₄¹⁵, Blatt 21b—23b.

4. «De resurrectione mortuorum»¹⁶ erweist sich als Teil der Schrift «De resurrectione et glorificatione corporum»¹⁷, und ist in der Haupthandschrift H₁ (vgl. oben) auch in diese eingebaut¹⁸, nur in den Nebenhandschriften gesondert¹⁹.

5. Der «Sermo, ob der Glaube zu strafen sei»²⁰, überliefert in der Handschrift B₁ (vgl. oben) auf Bl. 128a—129a, zeigt sich als der Schlußteil des «Sermo, ob der weltliche Gewalt über das Blut zu richten hab»²¹, überliefert in B₁ auf Bl. 127a—128a. Was Sudhoff unter diesem letzteren Namen darbot, ist in Wirklichkeit nur der Anfangsteil des Gesamtsermons. Aus verschiedenen Kriterien läßt sich die Zusammengehörigkeit dieser beiden, nur scheinbar getrennten Sermonen beweisen.

Das verlorene Original, das noch 1585 in der Kurpfälzischen Bibliothek zu Neuburg an der Donau vorhanden war, kannte nur einen Gesamtsermon. Der Paracelsuseditor Huser, der 1585 mehrere Paracelsusoriginale von Neuburg auslieh, nennt in seiner Ausleihliste nur diesen einheitlichen Gesamtsermon unter dem Titel «Ob der weltliche Gewalt über das Blut zu richten hab»²².

Die beiden von Sudhoff getrennt vermerkten Sermonen «Ob der weltliche Gewalt über das Blut zu richten hab» (im Folgenden kurz «Gewalt») und «Ob der Glaube zu strafen sei» (im Folgenden kurz «Glaube») ergänzen sich, was ihren Textschluß anlangt. Der Sermon «Gewalt» bricht unvollständig ab: «defect...»²³. Der Sermon «Glaube» setzt neu ein und wird zu wirklichem Ende geführt: «... amen»²⁴.

Beide scheinbaren Sermonen weisen Blattdefekte der Vorlage auf. Aber die im Text verzeichnete Follierung der Vorlagenblätter ergänzt sich. Der Sermon «Gewalt» umfaßt die Vorlagenblätter A, B, C. Laut Vermerk in der Handschrift fehlt Blatt D. Der Sermon «Glaube» hat

in der Mitte einen Defekt von 2 fehlenden Blättern der Vorlage: H, J²⁵. Dieser Sermon «Glaube» besteht also aus zwei Fragmenten, von denen jedes etwa fünf Schreibmaschinenseiten ergibt, wenn abgeschrieben: gerade soviel wie der Sermon «Gewalt» umfaßt. Da die fünf Schreibmaschinenseiten des Sermon «Gewalt» 3 Blatt der Vorlage entsprachen (vgl. oben: A, B, C), müßten auch die beiden je fünf Schreibmaschinenseiten messenden Fragmente des Sermons «Glaube» je etwa 3 Blatt der Vorlage entsprochen haben. Das stimmt in der Tat auch genau zu den Vermerken über die fehlenden Vorlagenblätter; zwischen dem Defekt D und dem Defekt H—J bleiben gerade 3 Blatt: es wären also E, F, G. Nach dem Defekt H—J sind dann erneut 3 Blatt für das letzte Fragment zu erschließen: es waren K, L, M. Mithin hat der Gesamtsermon ursprünglich 12 Blatt umfaßt. Nämlich 1. Fragment: A, B, C; 1. Defekt: D; 2. Fragment: E, F, G; 2. Defekt: H, J; 3. Fragment: K, L, M.

Da die Fragmente bei je drei Blatt der Vorlage nur je fünf Schreibmaschinenseiten ergeben, muß es sich um ein sehr kleines Vorlagenformat gehandelt haben: Quart, vielleicht gar Oktav. Dann stimmt auch das Verhältnis zur Blattzahl des Neuburger Originals, das nach Ausweis der Huserschen Ausleihliste²⁶ sechs Blatt umfaßte. Denn die Neuburger Schätze lagen ja meist in Folio vor. So entsprechen die sechs Neuburger Folioblätter des Originals den zwölf Oktavblättern der Handschriftenvorlage raummäßig ungefähr.

Auch die Ueberschriften beweisen die Einheit der scheinbar zwei Sermonen. In der Neuburger Ausleihliste (vgl. oben) wird überhaupt nur der eine Gesamtsermon erwähnt. Erst als die Fragmente durch Seitendefekt auseinandergerissen waren, tauchten zwei Ueberschriften auf. Die Hauptüberschrift für den Anfangsteil (Sermo «Gewalt»); und für den Schlußteil (Sermo «Glaube») die andere Ueberschrift «Ob der Glaube zu strafen sei». Doch der dieser zweiten Ueberschrift beigegebene Hinweis «Sermo ut supra» in B₁²⁷ und «Sermone citato» in W₂²⁸ zeigt, daß der Schlußteil wirklich zu dem unmittelbar vorgehenden Anfangsteil gehört.

Auch inhaltlich gehören beide Teile, d. h. alle drei Fragmente, nach allen angeschnittenen Problemen zusammen. Das erste und dritte Fragment handeln allgemein von der weltlichen Strafgewalt, aber auch mit Seitenblick auf den geistlichen Aspekt. Das zweite, mittlere Fragment handelt vorzüglich vom Spezialfall der Anwendung weltlicher Strafgewalt auf Glaubensvergehen und -abweichungen.

6. Die Schrift «Maria ist aus Anna geboren, aber aus Joachim nicht»²⁹, überliefert in der Handschrift B₂³⁰ auf Blatt 129b—130b, erweist sich als sehr knappes Exzerpt aus dem «Libellus de virgine sancta theotoca»³¹. Sudhoff hatte zu «Maria ist aus Anna geboren» angemerkt, dieses Stück «würde wohl in den Gedankengang der Schrift 'De Genealogia Christi' passen; doch findet sich ein solcher Abschnitt nicht in den erhaltenen Büchern der Genealogia Christi. Etwas Gleichlaufendes ist mir überhaupt sonst nicht begegnet»³².

Von der Marienschrift «De virgine sancta theotoca» war bisher bekannt eine deutsche Hauptfassung, eine deutsche Paraphrase und eine lateinische Uebersetzung. Die Hauptfassung findet sich in den Handschriften B₁³³, auf Blatt 178b—182b, und M₁³⁴, auf Blatt 1 bis zum Schluß. Die umfängliche Paraphrase ist überliefert in der Handschrift B₂³⁵, auf Blatt 133a—152a.

Das Exzerptschriftchen «Maria ist aus Anna geboren, aber aus Joachim nicht» ist also in der gleichen Handschrift B₂ enthalten wie die dt. Paraphrase. Das Exzerpt stellt eine radikale Kürzung der Hauptfassung jenes «Libellus de virgine sancta theotoca» dar. So radikal, daß von ganzen Kapiteln nur zwei, drei Sätze übrig bleiben. Dennoch findet sich nichts, was nicht auch in der Hauptfassung vorkäme. Und die meisten Sätze stimmen mehr oder minder wörtlich mit der Hauptfassung überein.

Zur Beweisführung folgt eine Konkordanz der öffentlich zugänglichen, bei Sudhoff abgedruckten Stellen von «Maria ist aus Anna geboren, aber aus Joachim nicht»³⁶ und der Hauptfassung des «Libellus de virgine sancta theotoca» nach den Handschriften M₁ und B₁ (letztere nach Mikrofilm zitiert).

Ueberschrift (Exzerpt): Maria ist aus Anna geboren aber aus Joachim nicht. B₂ (Bl. 129b). = Kapitel 4 (Hauptfassung): Wol ist Maria aus Anna geboren . . . aber aus Joachim nicht. M₁ (Bl. 6a), B₁ (Bl. 180a).

1. *Abschnitt* (Exzerpt): Eine Jungfr. soll gebahren. B₂ (129b). = Kapitel 1 (Hauptfassung): eine Jungfraw . . . werde Gott gebahren. M₁ (2b), B₁ (178b).

2. *Abschnitt* (Exzerpt): Nu ist keine Jungfr. weder auf erden gewest. B₂ (129b). = Kapitel 1 (Hauptfassung): Also endlich ist nur eine Jungfraw auf Erden gewest, vnd sonst nie keine, auch keine nimmermehr gebahren wird. M₁ (3a), B₁ (179a).

3. *Abschnitt* (Exzerpt): Ergo. Maria einer andern geburt nicht gebahren, sondern entsprungen. B₂ (129b). = Kapitel 4 (Hauptfassung): . . . das nicht geborn ist, sondern entsprungen. [Vgl. dazu 2 Sätze weiter:] So lernent das also verstehen, daß aus dem saamen David, Maria vnd Jesus gebahren seind, aber nicht aus ihnen gemacht, gewachsen vnd entsprungen. M₁ (6a), B₁ (180a).

4. *Abschnitt* (Exzerpt): Natur hat Annam geboren, Gott aber in sie hatt den leib Mariä gegossen (leib, Seel vnd Geist so viel ist) wiewol nicht der Geist Annä gewesen ist, So ist sie doch der Schrein darin Geist vnd Seele d. i. Maria gelegen ist. B₂ (129b). = Kapitel 3 (Hauptfassung): die Natur gibt den leib, vnd Gott geüßt in denselbigen den geist vnd die seele: Also hat die Natur Annam gebohren, vnd gott hat in sie eingossen den leib Mariae, der die seel vnd der geist gewesen ist, vnd wiewol er nicht der geist Annae gewesen ist, so ist sie doch der schrein gewesen, darinn der geist vnd seel gelegen ist. M₁ (5b), B₁ (179a).

5. *Abschnitt* (Exzerpt): Waß irdisch in Maria gestorben ist, vom Samen Daudits d. i. eßen vnd trincken etc. B₂ (129b). = Kapitel 5 (Hauptfassung): ... von Maria... sie ist gebohren aus dem saamen David..., so viel als in ihr gestorben ist... daß sie tödlichs an ihr gehabt hat, das hat sie aus dem saamen David genommen, das ist, weis, geberd, reden, lachen, weinen vnd essen, ... [Vgl. weiter unten:] als essen vnd trincken, weinen v. lachen, gehen vnd stehen. M₁ (7a), B₁ (180a).

6. *Abschnitt* (Exzerpt): Christus an sich genohmen menschliche natur. B₂ (129b). = Kapitel 6 (Hauptfassung): ... daß er [= Christus] menschliche natur an sich hat genohmen. M₁ (7b), B₁ (180b).

7. *Abschnitt* (Exzerpt): Souil an Maria gestorben, ist aus dem Samen geboren. B₂ (129b). = Kapitel 5 (Hauptfassung). [Es handelt sich um Neuaufnahme der Stelle, die bereits unter Abschnitt 5 identifiziert wurde. Vgl. dort.]

8. *Abschnitt* (Exzerpt): Propheten werden auf 2 weisen. 1. auf weltlichen brauch, darnach auch auf himlischen. B₂ (129b). = Kapitel 4 (Hauptfassung): die propheten reden in 2 weege, einer ist auff den weltlichen brauch, der ander auff den himlischen. M₁ (6b), B₁ (180a).

9. *Abschnitt* (Exzerpt): Der leib Mariä hatt Christum geboren, in gleicher form vnd gestalt, als ehr gewesen ist, am anfang der trinitet, vnd nichts daran verordnet. B₂ (129b). = Kapitel 5 (Hauptfassung): ... daß der leib [Mariae] in dem Christus gelegen ist, ... der ihn gebohren hat, in gleicher form vnd gestalt gebohren hat, als er gewesen ist im anfang der Trinitet, vnd nichts daran verendert. M₁ (7a f.), B₁ (180b).

10. *Abschnitt* (Exzerpt): Glaub Orthodoxa vnd geburt Theodoca, darinnen vollkommene Trinitet ist. Christus hat nicht an sich genohmen einen menschlichen leib, der Götliche leib hat gelitten in Christo. B₂ (129b). = Kapitel 6 (Hauptfassung): an dem puncten ligt der glaub orthodoxa vnd die geburt Theodoca, darinn eine vollkommene Trinitet ist. Darumb solt ihr nicht glauben daß Christus an sich genohmen hab einen Menschlichen leib..., sonder der götlich leib hat gelitten in dem. M₁ (7b), B₁ (180b).

11. *Abschnitt* (Exzerpt): der Götliche leib hat Christum geboren in Maria. B₂ (129b). = Kapitel 5 (Hauptfassung): [Wiederaufnahme von Satz 9. Vgl. dort und in M₁, B₁ auch die auf den identifizierten Abschnitt folgenden Sätze.]

12. *Abschnitt* (Exzerpt): die Todtliche Natur in ihm hat angezündt, dz durch ihr anzünden, der heilige leib frucht gegeben hatt. B₂ (129b). = Kapitel 5 (Hauptfassung): sie [die tödliche, d. h. sterbliche Geburt und Natur] hett aber wol anzeigt daß durch ihr anzünden der himlische leib frucht geben hat. M₁ (7b), B₁ (180b).

13. *Abschnitt* (Exzerpt): Was Christus von Maria hatt genohmen das hat er von ihr alß einer ewigen frauen empfangen, die vor seiner Person gewesen ist in der person vnd nach gottlicher art geboren vnd empfangen per Mariam durch den H. Geist. B₂ (130b). = Kapitel 8 (Hauptfassung): Nun was Christus von Maria hat genommen, das hat er von ihr als von einer ewigen frauen empfangen, die von seiner person gewesen ist in der person, vnd nach göttlicher art gebohren vnd empfangen in Mariam durch den H. Geist. M₁ (10a f.), B₁ (181b).

14. *Abschnitt* (Exzerpt): ehr hat die Menschliche art von ihm gehabt, nit von menschen. B₂ (130b). = Kapitel 8 (Hauptfassung): Er hat die menschliche art an ihm gehabt nicht von menschen. M₁ (10b), B₁ (181b).

15. *Abschnitt* (Exzerpt): Christus vnd Maria haben an sich genohmen, weise vnd geberden, Rede lachen, weinen, eßen, gehen vnd stehen. B₂ (130b). = Kapitel 8 und 9 (Hauptfassung): dann sie hat nicht mehr an sich genommen von der menschheit, dann die gestalt vnd gleichnus einer irdischen frauen, in essen, trincken, reden, gehen, stehen etc. . . . [und unten]: vnd hat menschheit an sich genommen, nit mehr dann so viel ihren himlischen leib entferbt hat . . . gegen dem Volck, das ist, mit essen, trincken, schlaffen, wachen, reden, wandern vnd dergleichen. M₁ (11a bzw. 11b), B₁ (181b bzw. 182a).

•

7. Die Schrift «Es wird gefragt, ob auch Maria sei in Sünden empfangen und geboren»³⁷ ist offensichtlich unecht und aus der Liste Paracelsischer Werke überhaupt zu streichen. Stil und Inhalt sind völlig unparacelsisch, wie schon eine kurze Lektüre ausweist. Die Schrift wird übrigens auch nur in einer einzigen Handschrift überliefert, W₁₂³⁸, und nicht einmal dortselbst als Paracelsisch bezeichnet; sie findet sich lediglich in der Umgebung anderer in der Handschrift enthaltener Paracelsischer Werke.

8. Ein Teil der «fragmentarischen Ausarbeitungen» zu den «Büchern von den unsichtbaren Krankheiten», wie sie Sudhoff in der 1., medizinischen, Abteilung der Paracelsus-Gesamtausgabe vorlegte³⁹, scheidet ebenfalls aus, weil wörtlich identisch mit der Schrift «De mumiae arcanum»⁴⁰. Die «Ausarbeitungen» (1. Abteilung, Bd. 9), S. 362, Abs. 2 — S. 365, Abs. 1 entsprechen genau Absatz 1—6 von «De mumiae arcanis» (1. Abt., Bd. 14, 305 ff.). Die vier anschließenden Absätze der «Ausarbeitungen» (von 1. Abt., Bd. 9, S. 365, Abs. 2 an) folgen in «De mumiae arcanis» in anderer Reihenfolge: statt 1, 2, 3, 4 in der Reihenfolge 2, 4, 3, 1.

9. Eine weitere Vereinfachung des Paracelsischen Werkschemas ergab sich ferner durch straffere Zusammenfassung der in der Werkliste der *Nova Acta Paracelsica* von 1954 genannten «Verschiedenen weiteren Matthäus-Kommentare und -Fragmente»⁴¹. So ist durch die Vorarbeiten zur theologischen Abteilung der Paracelsus-Gesamtausgabe mehr und mehr Licht in das verschlungene Dickicht des Paracelsischen Schrifttums gefallen. Das Echte und Primäre hebt sich immer deutlicher vom Unechten und Sekundären ab. Das nach dem derzeitigen Stand der Forschung Verbleibende darf wohl im ganzen als gesichert gelten. Ueberraschungen, d. h. weitere Ausscheidung von Schriften als sekundär, sind, wenn überhaupt, nur noch bei den Paracelsischen Abendmahlschriften⁴² zu erwarten.

Anmerkungen

¹ Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus: *Sämtliche Werke*, 1. Abteilung, Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften, hrg. von Karl Sudhoff, 1922 ff., Bd. 1—14. — Im folgenden als «1. Abt.» abgekürzt.

² Karl Sudhoff: Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften; Bd. II (1899), 781 ff. — Im folgenden als «S II» abgekürzt.

³ Vgl. 1. Abt. (a. a. O.), Bd. 1, S. XXI—XXIX.

⁴ Vgl. die Handschriften D, Ha₁, Ha₂, Hb₃, P, W₁₃ in Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus: *Sämtliche Werke*, 2. Abteilung, Theologische und religionsphilosophische Schriften, hrg. von Kurt Goldammer u. a., Bd. 4 (1955), S. XXI—XXV. — Vgl. ferner zu neu entdeckten Handschriften Paracelsischer medizinischer und naturwissenschaftlicher Werke: Karl-Heinz Weimann, *Neuentdeckte Paracelsus-Handschriften*; in: Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin 41 (1957), 154 ff.

⁵ *Nova Acta Paracelsica* 7 (1954), 98 ff.

⁶ S II, 790 (Nr. 73).

⁷ Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. Germ. 476. 20.

⁸ S II, 789 (Nr. 69), von Sudhoff als «*Evangelium secundum Matthaeum*» bezeichnet.

⁹ Breslau, ehemalige Stadtbibliothek, Cod. Rhed. 334, 20.

¹⁰ Kopenhagen, Königliche Bibliothek, Cod. e collectione Thottiana 35, 20.

¹¹ Vgl. Anm. 7.

¹² S II, 790 (Nr. 74).

¹³ Kopenhagen, Königliche Bibliothek, Cod. gl. kgl. Saml. 1396, 40.

¹⁴ S II, 789 (Nr. 70), von Sudhoff als «Fragment eines 5. Matthäuskommentars» bezeichnet.

¹⁵ Vgl. Anm. 10.

¹⁶ S II, 784 (Nr. 19).

- 17 S II, 783f. (Nr. 18).
- 18 Vgl. Anm. 7. In dieser Handschrift Blatt 236a—245a.
- 19 Vgl. Handschrift L₁ (Leiden, Universitätsbibliothek, Cod. Voss. Chym. 24, 2^o), Blatt 299b—302a; und Handschrift B₁ (vgl. Anm. 9), Blatt 126a—127a.
- 20 S II, 787 (Nr. 52).
- 21 S II, 787 (Nr. 51).
- 22 S II, 5.
- 23 Vgl. Handschrift B₁ (vgl. Anm. 9), Blatt 128a.
- 24 Vgl. Handschrift B₁ (vgl. Anm. 9), Blatt 129a.
- 25 In der Handschrift B₁ (vgl. Anm. 9) vermerkt auf Bl. 128b.
- 26 S II, 5.
- 27 Vgl. Handschrift B₁ (vgl. Anm. 9), Blatt 128a.
- 28 Vgl. Handschrift W₂ (Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf. 28. 4. Aug., 4^o), Blatt 141b.
28. 4. Aug., 4^o), Blatt 141b.
- 29 S II, 796 (Nr. 122).
- 30 Breslau, ehemalige Stadtbibliothek, Cod. Rhed. 333, 2^o.
- 31 S II, 796 (Nr. 120).
- 32 S II, 542.
- 33 Vgl. Anm. 9.
- 34 München, Bayerische Staatsbibliothek, Cod. Germ. 4416 (21), 4^o.
- 35 Vgl. Anm. 30.
- 36 Teilweise abgedruckt in S II, 540—541; entsprechend der Handschrift B₂ (vgl. Anm. 30), Blatt 129b—130b.
- 37 S II, 796 (Nr. 123).
- 38 Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf. 51. 3. Aug., 4^o.
- 39 1. Abt. (a. a. O.), 9, 351ff., nämlich S. 362—366.
- 40 1. Abt. (a. a. O.), 14, 305—308.
- 41 Nova Acta Paracelsica, 7 (1954), 100.
- 42 Nova Acta Paracelsica, 7 (1954), 100.

IV. VARIA

EIN NEUGEFUNDES PARACELSUS-PORTRÄT

In Salzburg, der Stadt, der die Ehre zukommt, Hüterin der Gebeine unseres großen Magus vom Etzel zu sein, wurde ein bisher unbekanntes Paracelsus-porträt aufgefunden. Leider hatte ich erst dann Gelegenheit, mich des Fundes anzunehmen, nachdem er schon in die Hände des bloßen Handelsgeschäftes gefallen war; das seltene Stück war bereits «restauriert», und zwar ohne daß vom früheren Zustand eine Photo gemacht worden wäre.

Es handelt sich (vgl. Abb.) um ein Oelgemälde auf doublierter Leinwand im Format 72 × 55 cm die unteren Partien scheinen stark restauriert und übermalt, während die Hände und vor allem das kahle, aber bärtige Haupt im wesentlichen ursprünglich sein dürften. Laut kunsthistorischer Expertise von Prof. Dr. Schaffran in Wien vom 23. Februar 1955 dürfte das Bild, nach Stil und Tracht zu schließen, von einem ostalpinen Maler etwa 1580/85 gemalt worden sein. Es weist stilistische und technische Ähnlichkeiten mit den Bildnissen eines um 1580—1600 tätigen anonymen Malers aus dem Salzburgischen Lungau auf, dessen Bildnisse sich im Schloß Mosham und in Tamsweg befinden.

Das Porträt ist trachtenkundlich ganz interessant. Der fast frontal aufgenommene, leicht nach rechts gedrehte Oberkörper mit der besonders an den zweiten Hirschvogelstich gemahnenden Stellung der beiden um das Schwert gelegten Hände zeigt den berühmten Medicus in weiter wallender mantelartiger Kleidung mit Puffärmeln in brauner Farbe. Die weiße Halskrause sowie die weißen Handrüschen stechen malerisch vom Braun der Grundkleidung ab. Darüber ist ein über die Schultern gelegter schwarzer Ueberwurf sichtbar mit am Halse ausgelegtem Futterstück. Obwohl die Halskrause hier üppiger erscheint, liegt der Gesamtkonzeption sicher der zweite Hirschvogelstich zu Grunde. In einem freilich weicht das Bildnis deutlich davon ab: Paracelsus trägt hier einen Bart; wir haben es also mit einer Parallele zum sog. St. Galler- oder Schobingerbild zu tun.

Paracelsus trug sich bekanntlich betont einfach. Oft verspottete er die damals übliche Amtstracht der Aerzte, wie «sie wohlgekleidet im seidenen, mit Knöpfen reich besäten Talar und im blutroten Jügel einherstolzieren», «wie sie das Haupt fein gestreht (Ressentiment wegen seiner Glatze?) haben und darauf ein rotsammetenes Barettlein tragen», auch verlacht er sie, weil sie mit goldenen Halsketten und Fingerringen überladen seien und bezeichnet sie als die größten Lügner und Betrüger und als kontrafeite Oelgötzen, an denen alles von Katzensilber und Katzensgold glitzere. Schon Heinrich Bullinger, der Paracelsus in seiner wenig standesgemäßen Klei-



Wahre AbControfeerung Des weltberieimbten Docter der medicin PHILIPPI
 ERKAS 11. 14. E. Hohenheim so gebornen in Jahr 1665 und gestorben
 am 24. Jan. 1738. Alters in 72 Jahr. Ligt begrabt zu Salsburg bey S. Sebastian

ding in Zürich sah, schrieb später an den Heidelberger Medizinprofessor Erastus, den schärfsten Schmäher des Paracelsus, Theophrastus habe aus-
gesehen wie ein Fuhrmann. — In dem berühmten «Gespräch des Theo-
phrastus mit König Ferdinand zu Wien» (G. Sticker: Nova Acta Leopoldina,
1941, p. 270) wird geschildert, wie Paracelsus gekleidet gewesen und des-
wegen von den Kämmerern zuerst nicht eingelassen worden sei: Sie «ver-
weigerten ihm den Eintritt, umso mehr als er nicht die Kleidung eines
Doktors hatte, sondern ein langes rockartiges nach der Art eines Fuhrmanns-
kittels genähtes Kleid und ein breites Schwert, sowie auf beiden Armen eine
Futterschwinge und in ihr eine große Birne». Schon Sticker macht zu
«Futterschwinge» ein großes Fragezeichen, es ist schwer zu sagen, was
darunter verstanden wurde. Ebenfalls zum Ausdruck «Birne». Unser Bild
zeigt ihn jedenfalls in einem Aufzug, der dieser Schilderung nahe steht,
wenn man allerdings von der etwas zimperlichen Halskrause absieht: sie ist
übrigens «spanischer» geworden im Vergleich zu den Hirschvogelstichen.

Der Bart des Paracelsus gab zu verschiedenen Mutmassungen Anlaß.
Jedenfalls sind ebenso viele Porträts von ihm mit Bart als ohne Bart vor-
handen. Freilich die beiden authentischen AH-Bilder lassen ihn weg. Darf
man nicht annehmen, daß er doch zu gewissen Zeiten seines Lebens einen
Bart trug? In der Vorrede zum Paragranum sagt er selber: sein Bart habe
mehr erfahren als alle hohen Schulen. Das wäre doch wohl eine lächer-
liche Unklugheit, wenn er gegen seine Feinde mit etwas gefochten hätte,
das er gar nicht besaß. Zweifellos wird er, denn Paracelsus war kein Kastrat,
über einen normalen Bartwuchs verfügt haben, den er eben auf seinen
Reisen eine Zeitlang stehenlassen mochte. Unser Bild — es gehört zum
Besitz des Stiftes Einsiedeln — ist jedenfalls ein interessanter, wenn auch
später Zeuge dafür.

Ildefons Betschart

GENERALKONSUL BASILIO DE TELEPNEF ZUM 70. GEBURTSTAG

Daß unser lieber «Don Basilio» die Schwelle des achten Lebensjahrzehnts überschritten haben soll, will uns kaum glaubhaft erscheinen, hat er sich doch in all den langen Jahren seiner treuen Mitarbeit bei der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft kaum verändert. Er ist noch immer und unentwegt eifrig dabei und bildet längst eine der wertvollsten Stützen unseres Vorstandes. Aber eben, so still und unmerklich wie alles, was er tut — und er hat für unsere Sache weit mehr getan, als die meisten wissen —, so bescheiden und ohne davon viel Aufhebens zu machen, hat er in seinem idyllischen Sitz in Luzern am 5. September 1956 seinen 70. Geburtstag gefeiert, wozu wir ihm auch hier unsere herzlichsten Glückwünsche entbieten wollen.

Der Diplomat und Schriftsteller Basilio de Telepnef (geb. 1886) verbrachte einen Teil seiner Studienzeit an der Universität Tübingen und unternahm, nicht zuletzt auf Grund seiner metaphysischen und okkulten Neigungen, ausgedehnte Reisen durch Europa und Amerika. Seit 1929 ist er Mitglied des Konsularischen Corps von Honduras und Nicaragua. 1932 führte er das Generalkonsulat von Honduras in London und nahm mehrfach als Delegierter an wissenschaftlichen Tagungen teil. 1946 wurde er an verschiedene diplomatische Konferenzen in Genf delegiert. Als Bevollmächtigter der nicaraguanischen Regierung für deren Konsulargeschäfte in der Schweiz ist Basilio de Telepnef oft in diplomatischer Mission unterwegs, sei es in Genf bei der UNESCO oder als Delegierter an der Rot-Kreuz-Konferenz in Monte Carlo; überall wird seine reiche Erfahrung, sein vielseitiges Wissen und seine konziliante Art als Diskussionspartner bewundert und sehr geschätzt. Der Mensch de Telepnef ist ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, ein wahrer Humanist, der in sich im besten Sinne des Wortes die positiven Kulturkräfte des Westens und des Ostens vereinigt. Mit bewunderungswürdiger Begeisterung und jugendlichem Enthusiasmus ging unser Jubilar eh und je an seine Aufgaben heran; als eifriger Paracelsus-Forscher widmete er sich diesem ihn fesselnden Genius mit ganzem Herzen. Mit seinen vielbeachteten Paracelsus-Studien in unserem Jahrbuch — insbesondere seiner Rekonstruktion der paracelsischen Wanderwege —, die er in deutscher Sprache verfaßt hat, speziell aber mit seinem biographischen Hauptwerk «*Paracelsus. A Genius amidst a troubled world*» (1945), das in



Generalkonsul Basilio de Telepnef

englischer und spanischer Sprache in weite Kreise gedrungen ist, hat er sich unter den Paracelsus-Forschern der Gegenwart einen Ehrenplatz gesichert. Dem fruchtbaren Schriftsteller Basilio de Telepnef verdanken wir ferner zahlreiche kulturelle und wirtschaftliche Studien in seiner spanischen Muttersprache, z. B. über Honduras, über die präkolumbianische Kultur in Mosquitia, sowie über Land und Verfassung der Schweiz. Seit 1950 redigiert er wertvolle «Informes sobre Suiza», die viel zum tieferen Verständnis unserer Eigenart in Lateinamerika beigetragen haben.

Wir hoffen von Herzen, daß «Don Basilio» seinen Freunden noch lange in so erfreulicher Jugendfrische erhalten bleibt, und daß seine liebenswürdige Persönlichkeit nicht zuletzt auch in unserer Gesellschaft weiterhin ihr segensreiches Wirken in so reichem Maße entfalten darf.

«Por muchos años, Don Basilio!»

Robert Blaser

DR. MED. DR. h. c. EDMUND MÜLLER ZUM 60. GEBURTSTAG

In dem mittelalterlichen Städtchen Beromünster weiß seit Generationen jedes Kind, wo das Dolder-Haus zu finden ist, in dem seit dem 19. Jahrhundert die Arztfamilie Müller-Dolder wohnt. Hier ist auch ihr jüngster Vertreter, unser verehrtes Vorstandsmitglied Dr. med. Dr. h. c. Edmund Müller zu Hause, von dem es heißt, daß er im Jahre 1958 seinen 60. Geburtstag feiert. Neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit als Spezialarzt FMH für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe ist er Inhaber einer ausgedehnten Allgemeinpraxis und Amtsarzt seines Bezirkes. Bei Scotland Yard in London holte er sich übrigens spezielle kriminalistische Kenntnisse. Daß er ferner beim Schweizer Militär den Rang eines Sanitätshauptmanns bekleidet, traut man der straffen, jugendlichen Gestalt unseres Jubilars ohne weiteres zu; aber erst wenn man weiß, wie viele Auszeichnungen ihm von mehreren Fürstenhöfen, so auch vom päpstlichen Stuhl, in Anerkennung seiner besonderen Leistungen zuteil geworden sind, glaubt man ihm seine sechs Jahrzehnte. Weit über unsere Landesgrenzen hinaus ist Dr. Müller außerdem bekannt als Privatsammler ersten Ranges, der eine große Zahl vor allem kulturgeschichtlich interessanter Gegenstände aus allen Erdteilen zusammengetragen hat. Nicht zuletzt besitzt er auch viele wert-

volle Paracelsica — Inkunabeln und Bildnisse —, die er der medizin-historischen Forschung, sei es als Leihgaben an Ausstellungen oder Private, immer wieder großzügig zugänglich gemacht hat.

Wir freuen uns, Dr. Edmund Müller unsere aufrichtigen und herzlichen Glückwünsche zum 60. Geburtstage darzubringen, und danken ihm für die unserem Kreise stets bewiesene Treue.

Robert Blaser

V. NECROLOGIA

BURGHARD BREITNER ZUM GEDÄCHTNIS

Das Programm unserer Tagung vom 3. Juni 1956 in Zürich sah ursprünglich nach der Begrüßung durch den schweizerischen Präsidenten eine Ansprache des Präsidenten der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft — unsers Ehrenmitgliedes — Professor Dr. Burghard Breitner vor, der dem Schreibenden noch im Januar 1956 seine Zusage u. a. mit folgenden Worten gegeben hat: «Herzlich erfreut bin ich über die sehr liebenswürdige Einladung zur Junitagung! Ich folge mit Vergnügen! Und ich werde mich Ihnen in die Arme werfen! Beste Grüße an Präsident Brinkmann! Herzlich Ihr Burghard Breitner.» — Unser Programm war bereits gesetzt, als plötzlich die Trauerbotschaft eintraf: In den Morgenstunden des 28. März 1956 ist Burghard Breitner in seinem Innsbrucker Heim völlig unerwartet einem Herzinfarkt erlegen!

Jene Mitglieder, die an unserer Basler Tagung, am 20. und 21. Juni 1953, teilgenommen haben, werden sich an Breitners herzliche Begrüßungsworte und an seinen unvergeßlichen Beitrag «Der Abschied des Paracelsus» erinnern (in unserem 7. Jahrbuch sind seine Worte und sein Porträt auf den Seiten 34 und 74 verewigt); für die meisten von uns bedeutete allerdings sein Besuch an der letzten Tagung unserer Gesellschaft in Einsiedeln, wo der eben als Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik und Rektor der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck emeritierte 70jährige Breitner im Fürstensaal des Benediktinerstifts über Geburt und Jugend des Paracelsus sprach, den Abschied von dieser markanten Persönlichkeit, die weit über die Grenzen seines Landes hinaus ein Symbol aufrechten Menschentums war.

Burghard Breitner — 1884 in Mattsee, unweit der Mozart-Stadt Salzburg geboren — war der Sohn eines Schriftstellers; sein Vater, Anton Breitner, war der Begründer des Scheffel-Bundes. Schon dem Studenten Breitner hat die Wissenschaft allein nicht zu genügen vermocht; «lange ehe sein Name in den Annalen der Medizin auftauchte, hatte er schon die poetische Feder geführt», schreibt ein Biograph. Als 17jähriger trat er bereits — unter dem Pseudonym Bruno Sturm — mit einem naturalistischen Drama «Wills ragen» an die Öffentlichkeit und errang mit seinen Schauspielen «Für die Farben» und «Heilige Nacht» zwei Jahre später in Graz und Salzburg Bühnenerfolge. 1904 wurde der Zwanzigjährige Dramaturg des Grazer Stadttheaters, wo er Hamerlings Danton und Robespierre zur Aufführung brachte. Daneben vernachlässigte er aber seine medizinischen Studien nicht, die er an den Universitäten Graz und Kiel betrieb und 1908 in Wien zum Abschluß brachte. Seine Militärdienstzeit absolvierte er als junger Offizier im Garnisonsspital zu Triest; anschließend bereiste er als Schiffsarzt im Dienste der Austro-American-Line Nordafrika, Nordamerika, Skandinavien

und Spitzbergen. Nach seiner Rückkehr wurde Burghard Breitner Assistent Eiselsbergs an der I. Chirurgischen Universitätsklinik in Wien. 1912—13 operierte er während des Balkankrieges an der Seite Clairmonts in den Spitälern des bulgarischen Hauptquartiers, dann wieder an der Klinik Professor Eiselsbergs bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Bereits im September 1914 geriet Breitner, der Anfang August mit einer Kavalleriedivision eingerückt war, in russische Gefangenschaft. Seine nie ermüdende chirurgische Tätigkeit, seine stete Hilfsbereitschaft, seine großen organisatorischen Fähigkeiten, sein freiwilliges Ausharren in der sibirischen Verbannung bis zur Rückkehr des letzten Kriegsgefangenen — obwohl man ihm schon früh die Heimkehr mit einem Austauschtransport angeboten hatte — das alles wirkte beispielhaft; sein Name wurde legendär: vom Grauen des Krieges verhärtete Männer prägten damals für Burghard Breitner voll Dankbarkeit den ehrenden, sanften Namen: «Engel von Sibirien».

1920 kehrte Breitner, dem die goldene Tapferkeitsmedaille verliehen wurde, mit seinen Kameraden in die Heimat zurück und nahm in Wien seine klinische Tätigkeit wieder auf. 1922, im gleichen Jahr, da er es als erster wagte, das Kriegserlebnis literarisch zu verwerten — «Unverwundet gefangen» überschrieb er seine sibirischen Tagebücher, die seinen Schriftstellernum begründeten — wurde ihm für seine grundlegenden Forschungen und Erkenntnisse auf dem Gebiet der Schilddrüsenerkrankungen und der Zwerchfellhernien die Venia legendi erteilt. Neben seinem wissenschaftlichen Beruf suchte und fand aber Breitners unermüdlicher Geist immer wieder Betätigung in der Kunst: damals erschien sein bereits siebentes Schauspiel «Johannes», dem zwei Jahre später ein letztes, «Ring der Ringe», folgte; dazwischen liegen mehrere Monographien und Novellenbände. Bis 1954 veröffentlichte er außerdem: ein Japanbuch, eine «Ärztliche Ethik», ein Reisebuch «Glanz der Wege» und zuletzt den «Asiatischen Spiegel». «Das Poetische war keine Arabeske seines Lebens», heißt es im Nekrolog eines seiner Freunde, «es war eingeschmolzen in den Kern seiner Persönlichkeit und zu jeder Stunde mit vulkanischer Kraft ausbruchbereit. Schon jeder Vortrag (davon konnten wir uns alle überzeugen) bewies den Meister des Wortes, den Gestalter. Er war es noch mehr in der vertrauten Runde, wenn über dem Wein der Erzähler in ihm erwachte, dessen Herz überfloß vom ‚Glauben an die Ewigkeit einer Stunde‘.»

1928 lud die «American Society for the Study of Goiter» den erfahrenen Chirurgen Breitner (sie ernannte ihn 1930 zu ihrem Ehrenmitglied) zu einer Reise als vortragender und operierender Chirurg in die Vereinigten Staaten ein. 1930 folgte seine Berufung als Ordinarius der Chirurgie an die Universität Innsbruck, welche Stellung er bis kurz vor seinem Tode innehatte. Seine mit schauspielerischer Gabe vorgetragenen Kurse und Vorlesungen waren berühmt; zahlreichen Studentengenerationen sind sie in lebendiger Erinnerung. Aus dem Kreise seiner Schüler stammt auch folgende Episode, die sich an Breitners 60. Geburtstag zutrug: «Er fiel in das Jahr 1944. Der Hörsaal war wie immer überfüllt. Die Assistenten und

Studenten standen bis weit hinaus vor der Klinik. Man hatte die Verdunkelung heruntergelassen und den Hörsaal mit Kerzen beleuchtet. Für den beliebten Professor waren von jedem Studenten 50 g Fleischmarken und 20 g Fettmarken abgegeben und unten auf dem Operationstisch ausgebreitet worden. Es war dies ein echtes Opfer der Studenten. Prof. Breitner dankte, indem er die Lebensmittelmarken seinen Patienten zukommen ließ und eine der erhebedsten Vorlesungen über ärztliche Ethik hielt.»

Breitners reiche chirurgische Erfahrung und wissenschaftliche Tätigkeit hat in über 200 Publikationen ihren Niederschlag gefunden. Dabei interessierten ihn über das engere Fachgebiet der Chirurgie hinaus gleichermaßen Probleme der Hormonforschung, der Bisexualität und der Geschichte der Medizin. Besonders lag ihm aber das ärztliche Ethos am Herzen, für das er insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg unermüdlich warb. Bürgermeister Stanislaus Pacher sagte in seiner Gedenkrede auf den Salzburger Ehrenbürger Breitner: «Als Arzt besaß er Weltruf, als Mensch stets die Liebe und das Vertrauen seiner Mitmenschen. Wie groß dieses Vertrauen war, bewies die Kandidatur anlässlich der letzten Bundespräsidentenwahl, bei der Burghard Breitner im ersten Wahlgang über 600 000 Stimmen auf seine Person vereinigte, obgleich er niemals zuvor im Rampenlicht der Politik gestanden hatte. Daß seine Kandidatur nicht persönlichem Ehrgeiz entsprang, sondern eine Folge der Wertschätzung war, die ihm weite Kreise der Bevölkerung entgegenbrachten, ist allgemein bekannt. Er war zu bescheiden und zu tief mit seiner Arbeit verwurzelt, als daß er sich selber ins Licht der Öffentlichkeit gerückt hätte.»

Für Breitners tätige Hilfsbereitschaft war es ein Bedürfnis, seine trotz fortschreitendem Karzinom bis zuletzt ungebrochene Arbeitskraft neben seiner Tätigkeit als klinischer Lehrer, als Arzt und Schriftsteller dem Gedenken des Roten Kreuzes zu widmen. Seit 1950 Präsident der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz konnte er noch vor wenigen Monaten in Moskau sein Lebenswerk durch erfolgreiche Verhandlungen um die Ermittlung und Freilassung seit Kriegsende in Rußland zurückgehaltener Landsleute krönen.

Ich glaube in unser aller Namen zu sprechen, wenn ich gelobe, daß wir die überragende Persönlichkeit Burghard Breitners ebenso im Herzen behalten werden wie die unvergeßlichen Worte, die er 1953 im Kreise unserer Gesellschaft dem Sterben des Paracelsus gewidmet hatte:

«Viele Kämpfer, viele Wissende und Prediger, viele Rebellen, Seher und Segnende schieden dahin in Trotz und Fluch, in Klage und Widerruf, in neuen Verheißungen, in haltloser Verzweiflung, in stummem Erlöschen.

Dieser ging ... und in seinem Atem war Güte ... seine Hände schenkten ... sein Herz war erfüllt.

„Die Zeit meines Schreibens ist reif. Die Werk zeigen an, daß die Arbeit aus ist und daß sie zeitig ist. Die Zeit der Geometrie ist zum End gängen. Die Zeit der Artisterei ist zum End gängen. Die Zeit der Philosophie ist zum End gängen. Der Schnee meines Elends ist zum End gängen' ...»

Robert Blaser

NATIONALRAT UND OBERSTDIVISIONÄR
DR. MED. EUGEN BIRCHER, AARAU †

Die Hünengestalt von Dr. Bircher war seit 1941 am Kongreß und an den Jahresversammlungen der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft von Anfang an zu sehen. Auch er fühlte Paracelsisches in sich, mit Recht. Arzt aus Leidenschaft wie der Hohenheimer, kühn und angriffig in seiner Kunst, voll unbegrenzten Helferwillens, alles verbunden mit einem Schuß Grobheit und Urwüchsigkeit, die von weniger Empfindlichen meist wohlwollend interpretiert wurde. Arzt, Militär und Politiker, alles der Reihe nach und doch miteinander, war er mit der gleichen glühenden Hingabe. Paracelsisch war sein kämpferischer Optimismus, paracelsisch war auch seine Totalhingabe an alles was ihm momentan im Mittelpunkt stand, paracelsisch auch die Sauberkeit der Gesinnung und des Denkens, man mußte nur auf den tiefsten Grund zu schauen wissen. Die Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft förderte er mit Rat und Tat, er scheute sich nicht, größere Geldsummen zu geben und aufzutreiben, um den Druck der Nova Acta Paracelsica zu ermöglichen. Durch Jahrzehnte hindurch im Besitze einer erstaunlichen und überschäumenden Vitalität — auch hierin Paracelsus verwandt — wurde er in den letzten Jahren zu einem körperlich armseligen Wrack; was macht doch die Natur aus ihren Prachtexemplaren! «Besser ist Ruhe, denn Unruhe. Aber nützer ist Unruhe denn Ruhe» (Paracelsus). Aber nehmt alles nur im Ganzen, er war ein Mann. Oder wie Paracelsus sagt: «Alles muß vollkommen betrachtet werden, nit als Stückwerk.» Wir werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Ildefons Betschart

PROF. DR. MED. HEINRICH ZANGGER,
ZÜRICH †

Mit dem ihm zeitlebens eigenen Elan trat «Zangger» — der Name ist ein Begriff — schon bei der Gründung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft bei, nachdem er am Kongreß in Einsiedeln 1941 teilgenommen hatte. Der berühmte Gelehrte, der eine ganze Generation von Gerichtsmedizinern erzog, die heute in aller Welt wirken, das Mitglied des internationalen Rotkreuz-Verbandes, der mit Ehren überhäufte Träger von einem halben Dutzend Ehrendoktoraten war, eh und je ein Mensch von geradezu paracelsischer Hilfsbereitschaft, von paracelsischer Leidenschaft für das empirisch faßbare Gute und Wahre, der sich auch echt paracelsisch in seiner rastlosen Arbeit verzehrte und aufrieb. Doch über Paracelsus hinaus durfte Zangger nicht eines frühen Todes, mitten in den Sielen, sterben, sondern die Vorsehung hatte ihm, dem schwer Herzleidenden, noch fast 20 Jahre aufgezwingener Ruhe, steter Schonung, beständiger Hemmung und Hinderung zugedacht. Wie oft bäumte sich sein Geist auf, wenn der Körper nicht gehorchen wollte! «In allen Dingen sind wir presthaftig und unser

Können und Wissen ist nichts» (Paracelsus). Aber welche prachtvolle Läuterung brachte die lange Geduld für den greisen Professor Zangger, welche Reife eines Menschen und eines Werkes! Es ist eine Gnade, einen solchen Menschen gekannt und geliebt zu haben, ein wahrer Freund. «Noch so bleibt in dem Tödlichen ein Ewiges» (Paracelsus). An dieses Ewige von Professor Zangger halten wir uns in Vertrauen, Starkmut und Hilfsbereitschaft.

Ildefons Betschart

PROF. DR. FRITZ MEDICUS ETH †

In der Nacht vom 12./13. Januar 1955 starb im Alter von 80 Jahren nach einem reichen Leben der Arbeit Fritz Medicus, der seit 1911 bis zu seinem Rücktritt 1946 als Ordinarius für Philosophie und Pädagogik am Zürcher Polytechnikum gewirkt hatte. Er besaß eine begeisternde Lehrgabe und hat es verstanden, der Philosophie an einem Technikum eine warme Heimstätte zu verschaffen; es ist ein großes Verdienst, während eines ganzen Lebens scheinbar amüsischen Menschen die über mathematische Formeln hinausgehende tiefere Weisheit des Menschlichen mit so viel Erfolg beizubringen, wie es Medicus getan hat. Eine stattliche Reihe von Werken bezeugen, daß seine Wirksamkeit über das flüchtige Wort hinaus dauern wird, so: *Macht und Gerechtigkeit* (1934), *Von der doppelten Basis der menschlichen Dinge* (1943), *Vom Wahren, Guten und Schönen* (1943), *Das Mythologische in der Religion* (1944), *Menschlichkeit* (1950) und *Vom Ueberzeitlichen in der Zeit* (1954). — In Kantischer Philosophie aufgewachsen und beheimatet war er ein letzter Hüter einer edlen Tradition, ein idealistischer Humanist, vor dessen Redlichkeit und Ehrlichkeit man sich beugte, auch wenn man ihm nicht bei allen harten Idealismus-Forderungen folgen konnte. Er selber glaubte daran, und litt darunter, daß er die Welt nicht so leicht nach seinen Idealen formen und kneten konnte. Das gab ihm gelegentlich den Anschein von Härte und Rigorismus, die er im tiefsten Grunde nicht besaß. Der Gedanke war ihm oft wirklicher als die Wirklichkeit. — Bei Paracelsus fesselte ihn vor allem die Unbedingtheit des Charakters, der Selbststand seiner Persönlichkeit, die Aufgeschlossenheit Paracelsi allem Neuen gegenüber. Medicus schrieb eine gute Arbeit über «Paracelsus in der philos. Bewegung seiner und unserer Zeit» (NAP Bd. I, 1944, S. 45—68). Ferner schrieb er für die NAP (Bd. V, 1948, S. 1—18) die interessante Arbeit: «Das Problem der Erkenntnis bei Paracelsus», eine außerordentlich tiefgreifende Studie über den Hohenheimer. Er fehlte bei kaum einer Paracelsus-Versammlung, selbst als gebrechlicher Greis ließ er es sich nicht nehmen, sein Interesse an Paracelsus und den Paracelsus-freunden zu bekunden. Freundschaften — und vielleicht auch das Gegenteil — nahm er ernst wie seine Gedankenzucht. Den Schreibenden bedachte er mit dem edlen Geschenk unentwegter Freundschaft, die mir in dankbarer Erinnerung bleiben wird. Wir schreiben unter sein Leben was auf der Grabplatte Paracelsi steht:

Pax vivis, requies aeterna sepultis.

Ildefons Betschart

LANDRAT I. R. FRIEDRICH RIBSTEIN †

Während der Drucklegung dieses Jahrbuches erreichte uns die schmerzliche Nachricht, daß unser verehrtes Gesellschaftsmitglied, Alt-Landrat Friedrich Ribstein, in Müllheim (Baden) einer Herzlähmung erlegen ist. Viele werden sich des lebhaften, zartgliedrigen alten Herrn erinnern, der, die quälende Atemnot des Asthmatikers tapfer überwindend, sich mit jugendlichem Eifer an den Diskussionen in unserem Kreise beteiligte und es sich nicht nehmen ließ, an unseren Tagungen in Basel, Einsiedeln und Zürich dabei zu sein. Insbesondere die kraftvolle Persönlichkeit Burghard Breitners, dieses schon fast legendär gewordenen Arztes in wahrhaft paracelsischem Sinne, hat ihn fasziniert, ihn, der mit Stolz unter den Ahnen seines Geschlechts bis ins 16. Jahrhundert zurück eine fast lückenlose Reihe von Medizinern nachweisen konnte (einer von ihnen, der Franke Johannes Ribstein von Gerolshofen, hat am 26. Mai 1598 an der Basler Universität mit den «Theses de dysenteria» promoviert)! Landrat Ribstein war daher wie selten ein anderer dazu prädestiniert, Medizingeschichte als etwas seinem Wesen Gemäües zu empfinden und sich in ihre Probleme zu vertiefen mit der Begeisterung eines Familienforschers. Dazu bot ihm aber erst der Rücktritt von seinen vielfältigen beruflichen Verpflichtungen die rechte Muße. 1885 in Bruchsal geboren, bekleidete Friedrich Ribstein zuerst die Stelle eines badischen Amtmanns in Konstanz, war dann Regierungsrat in Offenburg und übernahm im Schicksalsjahr 1933 das Landratsamt in Müllheim. Sein Dienst als Landrat und Leiter der Landkreis-Selbstverwaltung und der Staatlichen Bäder in Badenweiler bis zum Ende des zweiten Weltkrieges fiel in eine der schwersten Zeiten, die es für einen Mann auf einem solchen leitenden Posten geben konnte und setzte neben hervorragenden fachlichen Qualitäten Zivilcourage, Herz und Gewissen voraus, Charaktereigenschaften, die dem alten Burschenschafter und senkrechten Offizier Ribstein in hohem Maße eigen waren. Es darf ihm und seiner Familie zu besonderer Ehre gereichen, daß er in weitesten Kreisen wegen seiner Integrität als Freund geachtet und als Beamter beliebt war, weil er mit Vernunft und als Mann des Ausgleichs zu handeln wußte und weil ihm stets das Menschliche, das wahrhaft Humanitäre, Ziel und Leitstern war. In seinem Verwaltungsbezirk hat sich Friedrich Ribstein bleibende Verdienste um die Errichtung des Sportbades in Badenweiler und des Staatlichen Markgrafenbades Badenweiler erworben; ein von ihm erräumter Krankenhausbau ließ sich nicht mehr verwirklichen. Sein reges Interesse für die Paracelsus-Forschung bekundete er u. a. dadurch, daß er im Rahmen des Müllheimer Volksbildungswerkes einen Vortragsabend über «Paracelsus und seine Beziehungen zum Oberrhein» veranstaltete und sich an einer von der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft ausgeschriebenen Diskussion über die Entstehung des Cognomens Paracelsus mit einer hochinteressanten Kurzarbeit «Zur Namengebung und Deutung von ‚Paracelsus‘» (6. Paracelsusbrief der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft, Mai 1933) beteiligte.

Wer immer Friedrich Ribstein gekannt hat, wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Robert Blaser

VI. LIBRI

Franz Baumer: Paracelsus. Arzt, Philosoph und Menschenfreund. Verlag Sebastian Lux, Murnau etc. 1955, 31 Seiten, 4 Abbildungen.

Eine Paracelsus-Biographie in diesem unscheinbaren, doch sympathisch aussehenden Heftchen? Welch kühnes Unterfangen! Doch gleich nach der Lektüre des Einführungs-Abschnittes «Welt im Umbruch» beginnt man mit wachsendem Interesse den Weg des genialen Forschers und Arztes Paracelsus zu verfolgen. Der Verfasser läßt den kühnen Denker und rastlosen Wanderer vor uns erstehen, den Bahnbrecher der modernen Medizin und Chemie, den Sucher nach Krankheitsursachen und neuen Heilmitteln. Mit Recht unterstreicht der Autor: «Es ist nicht die schwarze Kunst des Doktor Faust, der Paracelsus sich ergibt, sondern die lichte, die heilende, die nichts anderes ist, als der demütige Einblick in die tiefen Abgründe der Natur und des Geistes» (p. 10). Und weiter: «Das sollt ihr Christen merken, daß Gott der Erst Artzt sein soll... der gewaltigst, ohn den nichts geschieht» (p. 16).

In seinen Ausführungen über die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse des Paracelsus verliert der Autor sich nicht in allgemeinen Feststellungen, sondern er weist auf einige bedeutende konkrete Tatsachen hin: «Wie sachlich und zukunftsweisend des Paracelsus Naturforschen auf allen Gebieten ist, zeigt sich auch darin, daß er ohne Bedenken die alte Lehre von der heiligen Siebenzahl der Metalle, die den sieben Planeten zugeordnet sind, verläßt, und außer Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Blei und Quecksilber noch eine Reihe von Metallen erstmalig nennt, die seine Zeit nicht kannte oder doch zumindest als Metalle nicht anerkannte, nämlich: Zink, Wismut, Kobalt, Antimon und Arsen. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die wissenschaftliche Chemie dazu bereit, die Metallnatur der meisten dieser Stoffe anzuerkennen. So weit ist Paracelsus seiner Zeit voraus» (p. 23). Ein weiteres Beispiel: «So beschäftigt er (Paracelsus) sich auch mit dem inneren Wesen der Farben und ihrer Einwirkung auf die Menschen. Goethe hat Paracelsus wegen seiner Farbenlehre als den Bahnbrecher bezeichnet, der, den Reigen derjenigen anführt, die auf den Grund der chemischen Farbercheinungen und Veränderungen zu dringen suchen.» (p. 28; vgl. außerdem: *Nova Acta Paracelsica* III, 1946, p. 21).

Zu diesen positiven Aspekten der vorliegenden kleinen Paracelsus-Biographie gesellen sich jedoch einige bedauerliche Mängel. Abgesehen von zweifelhaften Angaben, wie z. B. 1517 als das Jahr seiner «Kriegsdienste in den Niederlanden», sein «Bündnis» mit den aufständischen Bauern im Jahre 1525 (p. 8 und 13), fällt das Fehlen von Quellenangaben bei den zahlreichen Zitaten besonders schwer ins Gewicht. Wenn es sich auch nicht um ein streng wissenschaftliches Werk handelt, erwartet man doch am Ende der Lebensdarstellung ein Verzeichnis der zu Rate gezogenen Literatur. Außerdem läßt die «Übersetzung» der Wortlaute Hohenheims sehr zu

wünschen übrig. Als Grund dafür gibt der Autor die «schwer verständliche Schreibweise der Originale» an; doch gehen seine Umgestaltungen in einigen Fällen so weit, daß sie den Sinn des paracelsischen Textes geradezu entstellen.

Abschließend läßt sich sagen, daß die kleine Paracelsus-Biographie Baumers im großen Ganzen ein nützliches Werklein ist, das eine weite Verbreitung erfahren dürfte.

Basilio de Telepnef

Heinz Pächter: Paracelsus, das Urbild des Doktor Faustus. Aus dem Englischen übertragen von Alice Meyer. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1955.

Vorbehaltlos wird man die Initiative der Büchergilde Gutenberg begrüßen, im Rahmen ihrer naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Veröffentlichungen eine Biographie des Theophrastus Paracelsus herauszubringen. Lebensbeschreibungen großer Naturforscher, Aerzte, Künstler usw. erfreuen sich heute großer Beliebtheit in weiten Kreisen und erzielen entsprechend hohe Auflagen. Sie befriedigen ein legitimes Bedürfnis des lebenden Publikums nach Information und Meinungsbildung, ähnlich wie alle jene populärwissenschaftlichen Einführungen in die verschiedenen Zweige moderner Naturforschung und Technik. Daß die Angelsachsen uns auf diesem Feld weit überflügelt haben, ist eine Tatsache, die feststeht, ebenso wie der Mangel an entsprechenden Publikationen im deutschen Sprachgebiet, ohne daß wir hier die Hintergründe dieser merkwürdigen Erscheinung weiter aufhellen wollen. Man sollte aber auch angelsächsische Bücher dieser Art nicht ohne Kritik aufnehmen und sie gar für eine Uebersetzung ins Auge fassen, selbst wenn sie erstaunlich hohe Auflageziffern erzielt haben. Eine oberflächliche Popularisierung muß eindeutig von jener höheren Form der Einfachheit unterschieden werden, die eine souveräne Beherrschung des Themas voraussetzt und sich bemüht, das Wesentliche, abgesehen von allem fachwissenschaftlichen Ballast, in allgemeinverständlicher Sprache zum Ausdruck zu bringen.

Leider erfüllt nun das anzuzeigende Werk von Heinz Pächter keineswegs die Anforderungen, die man an eine solch populäre Darstellung von Leben und Werk des Paracelsus stellen muß. Offenbar im Bestreben, einen spannenden und aktuellen Text zu bieten, springt der Verfasser in einer Weise mit seinem Thema um, daß man oftmals nicht weiß, ob es sich um einen Roman oder um quellenmäßig fundierte Lebensbeschreibung handelt. Dabei gibt es doch wahrhaftig in der deutschsprachigen Literatur seit Sudhoff Autoren genug, die sich darüber ausgewiesen haben, eine leicht verständliche Zusammenfassung der Ergebnisse moderner Paracelsus-Forschung zu bieten.

Gewiß schrieb Pächter ursprünglich für ein angelsächsisches Publikum und da mögen die Maßstäbe andere sein als bei uns. Aber selbst die bei uns bekannten Arbeiten, die von Autoren wie Henry E. Sigerist in Baltimore und seinen Schülern, R. D. Gray in Cambridge und E. J. Holmyard, dem langjährigen verdienstvollen Herausgeber der Zeitschrift *Endeavour* auf

dem Gebiet der Paracelsus-Studien in USA und Großbritannien veröffentlicht wurden, läßt Pächter links liegen. Oder wie soll man den Satz im Vorwort zur deutschen Ausgabe verstehen, daß in englischer Sprache seit etwa dreißig Jahren nichts über Paracelsus «erschieden» ist? Auch jene aufschlußreiche Stelle, an der sich Shakespeare ausdrücklich auf Paracelsus bezieht, scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein.

Ohne auf Einzelheiten der Darstellung einzugehen, sei über den Inhalt des Buches nur soviel gesagt, daß Pächter Paracelsus an jene Stelle abendländischer Geistesgeschichte einzuordnen versucht, wo in der Renaissance der Umschlag von Magie zu exakter Naturwissenschaft erfolgt sei. Er wendet sich entschieden gegen jede sektiererische Mystifikation, ebenso wie gegen den offensichtlichen Unfug, Paracelsus nachträglich als Vorläufer bestimmter Errungenschaften moderner Naturwissenschaft und Medizin zu erklären. Seine Leistung bestehe in der Begründung der Jatrochemie im Gegensatz zur antik-mittelalterlichen Humoralpathologie und in der Betonung der Ganzheit des organischen Lebens im Unterschied zu allen spezialisierenden und isolierenden Tendenzen mechanistischer Betrachtung der Lebenserscheinungen. Daß in einer solchen Perspektive aber die zentrale Bedeutung der sozioethischen und theologischen Anliegen des Paracelsus entschieden zu kurz kommt, dürfte jedem mit den heutigen Forschungsergebnissen und Problemen im deutschen Sprachgebiet vertrauten Leser auffallen.

Sehr anfechtbar bleibt auch die These Pächters, daß Goethe im Grunde gar kein Faust-, sondern ein Paracelsus-Drama geschrieben habe. Gewiß hat sich Goethe ein Leben lang eingehend mit Paracelsus beschäftigt, wie gerade R. D. Gray in seinem grundlegenden Werk «Goethe the Alchemist» (Cambridge 1952) mit Nachdruck betont hat. Es bleibt aber ein wichtiges Anliegen der Goethe-Philologie, die vielfältig verzweigten und geschichteten Anregungen und Andeutungen im einzelnen aufzuhellen und aus dem Werk selbst zu interpretieren. Auf jeden Fall handelt es sich bei Goethes Faust um eine einmalige hochdifferenzierte Leistung, die nur dann voll gewürdigt werden kann, wenn man Klischeevorstellungen in der Art, wie sie Pächter heranträgt, sorgfältig vermeidet. Daß aber gar das Faustdrama den Schlüssel zum tieferen Verständnis von Leben und Werk des historischen Paracelsus enthalte, bleibt eine höchst spekulative Annahme, deren Fragwürdigkeit durch die Ergebnisse sorgfältiger Werkanalyse und Textkritik längst dargelegt wurde.

In einem Anhang kommt der Verfasser nochmals auf diese Lieblingsidee zu sprechen. Aber auch hier vermißt man ein Eingehen auf die inzwischen zu sehr konkreten Resultaten vorgedrungene Faustforschung schmerzlich. Ebenso bleiben die Hinweise, die Pächter an dieser Stelle auf eine mögliche Geistesverwandtschaft zwischen dem voluntaristischen Nominalismus des Duns Scotus und dem Welt- und Menschenbild bei Paracelsus gibt, viel zu verschwommen, um überzeugen zu können. Daß die Geisteswelt der Renaissance aus dem spätmittelalterlichen Nominalismus herauswächst und entscheidende Anregungen aus dem Neuplatonismus verarbeitet hat, ist

wohlbekannt. Was die Renaissance in Philosophie, Wissenschaft, Medizin, Kunst usw. aber als eigenständige Anschauung entwickelte und worin ihr tiefstes Anliegen im Unterschied zum Mittelalter und dem klassischen Altertum bestand, das läßt sich nicht durch geistreiche Hypothesen, sondern nur durch sorgfältige Befragung der Quellen selbst ermitteln.

Abschließend bleibt also nur zu bedauern, daß man gerade das Buch von Pächter ausgewählt hat, um bei uns in weiteren Kreisen ein anschauliches Bild des Paracelsus zu verbreiten.

Donald Brinkmann

Festschrift für Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Verlag Erich Schmidt, Berlin 1955, XI und 164 Seiten.

Ebenso verspätet wie unser VIII. Band der *Nova Acta Paracelsica* — mit einem eigenen Gratulationsbeitrag — erscheint bedauerlicherweise diese Anzeige eines höchst bedeutsamen Sammelwerkes. Vielleicht wird uns aber der Jubilar, der wohl selber weiß, wie sehr oft die Verwirklichung der schönsten Idee von materiellen Faktoren abhängig ist, dies umso eher verzeihen, als ihn die Schweizer Paracelsusfreunde ja gleich zweimal in der *Tabula gratulatoria* zum 11. Mai 1955 rechtzeitig begrüßt haben!

Im vielseitig fazitierten Spiegel der insgesamt zwölf Beiträge, denen eine humorvolle Glückwunschadresse des Herausgebers *Helmut Dölker* (Stuttgart) vorausgeschickt ist, gewinnt der Leser dieser Festgabe, die wie ein Fächer ausgewählte Arbeits- und Interessengebiete Peuckerts vor uns ausbreitet, den Eindruck, der Jubilar habe sie selber durch den Zauber seiner Persönlichkeit als Lehrer und Forscher inspiriert. So schildert der Beitrag von *Gerhart Pohl* (Berlin): «Der Buschprediger von Haasel» Peuckert, den Schlesier, und die «Landes- und volkskundlichen Erinnerungen an das Isergebirge» von *Bruno Schier* (Münster) sind jenem «wald- und moosbedeckten Grenzlandgebirge» gewidmet, «das unserem Jubilar in vieljähriger Arbeit zur kraftspendenden Waldheimat wurde.» — An Peuckerts Buch «Deutsches Volkstum in Märchen, Sage, Schwank und Rätsel» (1938) knüpft die Studie von *Kurt Ranke* (Kiel) über «Schwank und Witz als Schwundstufe» an, um die von Peuckert «längst erkannte und hervorgehobene Umsetzung des Ernstes zum Heiteren im Bereiche der Volks- und Literaturüberlieferung durch ein paar beweiskräftige Paradigmen zu erhärten.» — Daß die Sammlung und Pflege der Denkmäler und Volkstraditionen einer vergangenen Kultur nicht müßig ist, erweist *Sigfrid Svensson* (Lund) am Beispiel Gustav Adolfs, der im Frühling 1630 eine Instruktion unterzeichnete, die für die schwedischen Altertumsforscher und Historiker richtungsweisend blieb. — «Vom Kronenbrauch des Mittelalters» und den verschiedenen Formen der Herrschaftszeichen (*corona*, *diadema*, *circulus*) handelt der Beitrag von *Percy Ernst Schramm* (Göttingen), während sich *Sigurd Erixon* (Stockholm) mit der Frage «Zentralgeleitete und volkstümliche Baukultur» befaßt und am Beispiel Schwedens

untersucht, in welchem Maß vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert die Volkskultur von staatlichen Direktiven unberührt blieb und auf welche Weise sie sich diesen angepaßt hat. — Anhand baltischer und altgermanischer Elemente im ostseefinnischen Volksglauben zeigt *Oscar Loozits* (Uppsala) in seinem Aufsatz «Zum Kulturbilde des ostbaltischen Lebensraumes», daß sich die geistige Kultur in Baltoskandien nicht auf einen gemeinsamen Urboden zurückführen läßt, sondern daß sich hier ein außerordentlich interessantes Konglomerat verschiedener Kulturelemente herangebildet hat. — *Lily Weiser-Aall* (Oslo) geht der Sitte des «Männerohrtringes in Norwegen» nach und kommt zum Schluß, daß sich männliche Ohrtringträger vor allem bei einer Berufsgruppe nachweisen lassen, die dauernd jedem Wetter und damit der Möglichkeit der Erkrankung ausgesetzt ist, z. B. Seeleute, Fischer, Küstenbewohner, Weghüter und herumreisende Krämer. — Das Problem Volksfrömmigkeit und Volksglaube steht im Mittelpunkt einer religionswissenschaftlichen Abhandlung von *Dieter Narr* (Eschenau): «Fragen der religiösen Volkskunde». — Peuckert, dem Paracelsusforscher, ist eine Arbeit von *Richard Weber* (Göttingen) über den «Zauberer Paracelsus» gewidmet. Darin zeigt Weber, wie die Gestalt Paracelsi in der Volkssage zum Prototyp eines Zauberers werden konnte: teils infolge Unterschiebung pseudoparacelsischer «magischer Unterweisungen» durch gewissenlose Fälscher, «die im Originalwerk Hohenheims recht gut zu Hause waren, seine bekanntesten Zitate auswendig wußten und unter solcher Verkleidung ihre eigenen Machwerke ausgehen ließen», teils aber auch durch seine eigenen Schriften, die zauberische Gedanken enthalten und ihm den Ruf eines Zauberers eintragen konnten. Die von ihm praktizierte Magie im «Lichte der Natur» ist aber — schon bedingt durch seine hermetisch-neuplatonische Denkweise — «*Magia naturalis*», d. h. «*Magia licita*», erlaubte Magie im Sinne des 16. Jahrhunderts. Das eben unterscheidet Paracelsus von einem Zauberer, daß er nicht ansteht, etwas vom Teufel zu übernehmen, wenn es — auf das reine und fromme Herz des Menschen kommt es an, daß alles Böse entgiftet wird — zum Heil der Mitmenschen angewendet wird, gemäß dem paracelsischen Schlüsselwort: «dan wan wir könnten lernen dem teufel al sein Kunst ab, so sollen wirs tun, die Kunst brauchen und den teufel lassen ligen.» — Anschließend würdigt *Inger M. Boberg* (Kopenhagen) Leben und Werk Frederik Lange Grundtvigs, eines dänischen Volkskundesammlers des 19. Jahrhunderts. — Der letzte Beitrag von *Wayland D. Hand* (Los Angeles) hat die Entwicklungsgeschichte — von den Spitälern der Britischen Inseln bis zu den Bergwerken Buttes — der amerikanischen Cowboy-Ballade «Die Straßen von Laredo» zum Gegenstand. — Den Abschluß der Festschrift bildet eine «Peuckert-Bibliographie», die 21 Fachbücher, 15 Aufsätze, 9 von ihm herausgegebene größere Werke und insgesamt 23 Dissertationen verzeichnet, die er von 1934 bis heute angeregt und geleitet hat — eine wahrhaft reiche Ernte, die allerdings nur seine wissenschaftliche Arbeitsleistung erfaßt, während die zahlreichen dichterischen Werke Will-Erich Peuckerts außerhalb dieses Rahmens zu würdigen sind.

R. B.

Alfred Vogt: Theophrastus Paracelsus als Arzt und Philosoph. Hippokrates-Verlag Stuttgart 1956, 212 Seiten.

Eine so bedeutsame Neuerscheinung anzeigen zu können, freut den Referenten besonders, weil Vogts Buch wie ein Findling herausragt aus dem breiten Strom ephemerer Paracelsus-Literatur, die in den anderthalb Jahrzehnten seit dem 400. Todesjubiläum den Büchermarkt überschwemmt hat, zum zweiten deshalb, weil sich hier ein kulturgeschichtlich, medizinhistorisch und philosophisch geschulter *Arzt* um eine neue Darstellung des Themas bemüht. Auch wenn Vogt der Paracelsus-Forschung nichts grundsätzlich Neues zu bieten vermag, so entwickelt er doch in ebenso sauberer wie kritischer Beweisführung das Problem in neuer Sicht, da er insbesondere das neuerdings durch Kurt Goldammer erschlossene theologische Schrifttum Hohenheims in seine Paracelsus-Deutung einbezieht. Sympathisch mutet uns das im Vorwort ausgesprochene Bekenntnis des Verfassers an, deshalb die Gedankenwelt des Paracelsus vermitteln zu wollen, «weil uns seine Persönlichkeit fesselt, weil wir ihn lieben, weil uns die Gedanken und Probleme, die sein tätiges Leben erfüllten, in gleicher Weise beschäftigen können und weil er uns bei unserer Tagesarbeit als Arzt Vorbild sein kann.»

Vogts Buch ist in einen philosophischen und einen medizinisch-naturwissenschaftlichen Teil gegliedert; ein biographischer Abriss schließt sich zwanglos an; er ist im wesentlichen der Darstellung Sudhoffs verpflichtet. Schade nur, daß dem Verfasser — jedenfalls scheint dies die Lücke im Schriftumsverzeichnis anzudeuten — die seit 15 Jahren erscheinenden *Nova Acta Paracelsica* (das Organ schweizerischer Paracelsus-Forschung) — entgangen sind!

Das sehr anschaulich geschriebene und wohlthuend selbständige Buch Vogts ist so inhaltreich, daß hier im Rahmen einer kurzen Besprechung nur einige seiner wichtigsten Aspekte hervorgehoben werden können. Das typisch Paracelsische ist besonders im *philosophischen* Schrifttum, in erster Linie in der «*Astronomia Magna*», dem reifsten Buche Hohenheims, zu finden. Dieses zentrale Werk und sein großangelegtes philosophisches System nimmt Vogt auch zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung über die anthropologische Schichtung des Menschen. Die «*massa*», heißt es bei Paracelsus, aus der der Mensch gemacht ist, sei ein Auszug aus allen Geschöpfen des Himmels und der Erde. Daraus leitet er die Fähigkeit des Menschen ab, alle Dinge im Himmel und auf der Erde zu verstehen. «Die Bedeutung der *Astronomia magna* des Paracelsus für die geistig Verantwortlichen unserer Zeit» — hier eine der prägnantesten Formulierungen Vogts — «kann darin bestehen, ein Führer zu sein, auf den Weg wieder zurückzufinden zu der alles versöhnenden Weltanschauung, in der Gott das Gute und der Teufel das Böse ist, in der echte Toleranz Anerkennung des Gegners ist und nicht Gleichgültigkeit oder Ablehnung, die nur zu leicht und zu rasch in ein Gewaltverhältnis sich verwandeln können.» Medizin und philosophisch fundierte Naturwissenschaft ergänzen sich bei Paracelsus wechselseitig. Für

das Verständnis der *medizinisch-naturwissenschaftlichen* Theorien Hohenheims sind das Buch «Paragranum» und das «Opus Paramirum» ebenso grundlegend, wie es die «Astronomia Magna» für die Philosophie ist. «Hat Vesal die moderne Anatomie geschaffen, so hat Paracelsus die schwerere Arbeit geleistet, indem er aus der Fülle des Sichtbaren, aus der Menge der Gedanken der Zeit, aus dem Experiment als Frage an die Natur und der Beobachtung der Experimente, die die Natur täglich ihm als Arzt vorzeigte, den Grundstock zur modernen Physiologie gelegt hat» (p. 106). Paracelsus hätte, meint Vogt, mit guten Mitteln und einem großen Laboratorium viel wertvolle chemische und physiologische Forscherarbeit leisten können. Das Schicksal hat es ihm aber versagt, und so sind seine Gedanken und Theorien «reicher, größer und kühner geworden als seine gegenständlichen Erkenntnisse». Während die vorwiegend theoretischen Schriften Hohenheims (Astronomia Magna, Paragranum und Paramirum) den Abschied vom Mittelalter markieren, kennzeichnen in der Medizin das «Spitalbuch» und die Nürnberger Syphilisschriften als rein praktische Werke den Anbruch der neuen Zeit. «Die große Wundarzney» ist neben dem Buch von der «Bergsucht und anderen Bergkrankheiten» die am meisten therapeutisch gedachte Schrift und für das Verständnis der biologischen Denkweise des Paracelsus unerlässlich. Im Schlußkapitel seines wertvollen und stets gegenwartsbezogenen Buches setzt sich Vogt damit gründlich auseinander, um «dem modernen Arzt einen Einblick in die praktische ärztliche Tätigkeit dieses als Theoretiker für die Entwicklung der modernen Medizin so bedeutsamen Arztes» zu geben. R. B.

Rudolf Thetter: «Magnetismus das Urheilmittel.» 4. Auflage. Verlag Gerlach und Wiedling, Wien 1956.

Die Besprechung irgendeines Werkes über den seit Mesmers Tagen so vielfach als Schwindel, Suggestion, ja Scharlatanerie verlästerten therapeutischen Magnetismus einer wissenschaftlichen Zeitschrift anzubieten, wäre ein wohl aussichtsloses Unterfangen. Bei dem vorliegenden Buche von Rudolf Thetter aber handelt es sich nicht um eine Werbeschrift im gewöhnlichen Sinne, sondern um einen sehr ernst zu nehmenden, auf mehr als dreißigjähriger Erfahrung beruhenden Versuch, dem Magnetismus die fehlende wissenschaftliche Grundlage zu geben, deren Mangel ihn bisher gegen die Angriffe seiner Gegner schutzlos machte.

Ingenieur Rudolf Thetter, der im Januar dieses Jahres fünfundsechzigjährig in Wien gestorben ist, war der erste staatlich konzessionierte Heilmagnetiseur Oesterreichs. Er arbeitete mit Dr. med. F. Matejka zusammen, der ihm im Vorwort folgendes Zeugnis ausstellt: «Ich hatte Gelegenheit, durch einige Jahre der Ausübung des magnetischen Heilverfahrens beizuwohnen, das Verhalten des Ausübenden und der Kranken zu beobachten, die erstaunlichen Wirkungen der Behandlung zu verfolgen, die Heilung zahlreicher Kranker, darunter auch von sogenannten Unheilbaren, deren organische Erkrankung ich vorher hatte feststellen können... ich fand also die Ausführungen dieses Buches auch durch die Tatsachen bestätigt,

ja, es eröffnete sich mir ein neuer ärztlicher Aspekt.» Thetter darf sich denn auch im theoretischen Teil seines Buches auf eine imponierende Zahl typischer Fälle von Erkrankungen berufen, die er mit seiner Methode zu heilen oder zu bessern imstande war. Interessanterweise wurde der Heilmagnetismus ihm selbst zum Lebensretter und damit auch zum schicksalhaften Wendepunkt. Im Alter von vierzig Jahren erkrankte er erstmals in seinem Leben, und zwar an schweren Nierenblutungen. Die Aerzte vermuteten einen Nierentumor und drängten zur Operation. Thetter wagte aber vor dem Eingriff noch einen Ausweg und suchte den Wiener Arzt Dr. Gratzinger auf, von dessen «seltsamen magnetischen Heilerfolgen» er gehört hatte. Der Erfolg der Magnetisation blieb nicht aus: die Blutungen sistierten, das Fieber ging zurück, nach vierzig Behandlungen war er vollkommen gesund. Inzwischen hatte sich der Arzt davon überzeugen können, daß sein Patient überraschend starke magnetische Kräfte besaß; kurzerhand schlug er ihm vor, selbst Heilmagnetiseur und damit sein Assistent zu werden. Der Entschluß, seine gesicherte Existenz als Ingenieur am Wasserbauamt der Gemeinde Wien aufzugeben, fiel Thetter nicht leicht. Trotz aller Anfeindungen und Demütigungen hat er aber diesen Schritt nie bereut. Die Genugtuung darüber, daß es wohl nichts Schöneres und Erhebenderes im Leben eines Menschen geben kann, als helfen zu können, wog alle Schwierigkeiten, die sich ihm später auf allen Wegen entgegenstellten, aber nicht seine Person, sondern die Sache selbst betrafen, reichlich auf.

Eine Frucht seines aufopferungsvollen Lebens im Dienste des Heilmagnetismus, den Thetter nicht nur als «ein Heilmittel wie viele andere auch, die gegen eine bestimmte Krankheit verwendet werden», erkannt hat, sondern als «das einzige Heilmittel, das sich voll Kraft gegen alles Kranksein wirksam erweist und den ganzen Menschen körperlich, seelisch und geistig heilen kann», ist das vorliegende Buch, das in erster Linie praktischen Zwecken dienen will.

Von großem Interesse ist zunächst der als Einführung in das Wesen des Heilmagnetismus gedachte *historische Ueberblick* von dem antiken Mysterienwissen Aegyptens und Griechenlands, zu den seltsamen Heilungen Bernhards von Clairvaux und der den französischen Königen im 14. Jahrhundert zugeschriebenen Fähigkeit, Kranke durch Berührung wieder gesund zu machen, von Paracelsus, in dem das sehnstichtige Streben nach der verlorenen Verbundenheit mit dem «Göttlichen» durch weisheitsvolles Erkennen der Wirkungszusammenhänge von Mikro- und Makrokosmos kulminiert, über seine Nachfolger, bei denen sich komplizierte Angaben über gewisse Stricharten finden, die mit besonderen Gebetsformeln bei ganz bestimmten Gestirnskonstellationen zur Krankenheilung angewendet werden durften, bis zur Epoche der Aufklärung, in der Mesmers tierischer Magnetismus die Gemüter ganz Europas in Aufruhr setzte. Dieser hüllte anfänglich seine Erkenntnis, daß vom lebendigen Organismus elektromagnetische Kräfte ausgehen und daß der Magnetopath z. B. die Ausstrahlungen seiner Hände zur Heilung von Kranken benützen kann, in geheimnis-

volles Dunkel, hielt in Paris seine Ordinationen wie mystische Kulthandlungen bei farbigem Dämmerlichte und mit Musikbegleitung ab; schließlich veräußerte Mesmer seine Lehre, sie wurde von geschäftstüchtigen Glücksrittern ausgebeutet und geriet in Verruf. 1787 brachte Lavater den Magnetismus nach Deutschland, wo sich namentlich Hufeland darum bemühte, ihn von allen fremdartigen Auswüchsen zu reinigen und in brauchbarer Form populär zu machen, so daß z. B. Schopenhauer sagen konnte: «Wer den Magnetismus leugnet, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.»

Nach dem bereits erwähnten kasuistischen Kapitel eigener *Krankengeschichten* — sie charakterisieren die Spannweite der Heilungsmöglichkeiten mit Hilfe des Magnetismus und zeigen zugleich, welch wichtigen Platz Thetters Methode in der modernen Therapie einnehmen kann — geht der Verfasser ausführlich auf die *Wirkungsweise* des Magnetismus ein, der sich nicht nur gegen einzelne Krankheitssymptome, sondern wie jede konstitutionelle Therapie gegen das «krankmachende Prinzip» an sich richtet. Der Heilmagnetismus im Sinne Thetters beruht auf der Erfahrungstatsache, daß jeder gesunde Mensch einem anderen stärkende und harmonisierende Kräfte mitzuteilen d. h. auf ihn zu übertragen vermag, die im Organismus des Kranken jene Abwehrkräfte mobilisieren, deren er dringend bedarf, um seiner Krankheit Herr zu werden.

In einem zweiten, vorwiegend praktischen Teil bespricht Thetter eingehend seine *Heilweise* und erklärt die verschiedenen von ihm erprobten Striche und Griffe anhand von zwanzig erläuternden Abbildungen. Bedeutsame Ausführungen über das *Polaritätsgesetz*, über Heilmagnetismus als Spannungsausgleich zwischen Patient und Heilendem sowie praktische Anleitungen zum Magnetisieren gruppieren sich um das zentrale Kapitel *Ein Weg zum neuen Menschen*, in dem Thetter besonders die Persönlichkeit des Heilenden ins Auge faßt. In diesen dreißig Seiten — man darf sie als Thetters geistiges Vermächtnis werten — vermittelt er dem ehrlich bestrebten Adepten seiner Kunst eine Berufsethik, die sich oft mit dem paracelsischen Gedanken «Nur die Höhe des Menschen ist der Mensch» berührt und wo sich die bedeutsamen Schlüsselworte finden: «Es hat Zeiten gegeben, in denen noch ein intimeres Bewußtsein von der Wirksamkeit dieser Kräfte vorhanden war. Man wußte, daß der Mensch in sich ein Gegenbild des ganzen Kosmos darstelle, sprach von der großen und der kleinen Welt, vom Makrokosmos und Mikrokosmos (Paracelsus u. a.). Der Mensch nimmt gegenüber den anderen Lebewesen eine Sonderstellung ein. Obwohl er sich mit ihnen in ein und demselben Lebensmeer befindet, unterscheidet er sich unter anderem auch dadurch von den übrigen Lebewesen, daß er als Einzelindividuum ein Durchgangsorgan zwischen den Erden- und den Weltallkräften darstellt. Er bildet ihren polaren Ausgleich. Er ist ja auch das einzige Lebewesen, das eine aufrechte Gestalt mit einer aufrechten Wirbelsäule besitzt. Er vereint als einzelner Mensch in sich alles kosmische und irdische Wirken. Als solcher ist er eine ganze Welt im Kleinen, das Abbild der großen. In ihm erscheinen die Kräfte, die im gan-

zen Weltall ausgebreitet sind, vereint, zusammengezogen — so enthält er auch alle Heilkräfte. Der Mensch ist imstande, gesundmachend auf andere Lebewesen zu wirken: *er ist das Urheilmittel.* B.

Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus: Die Kärntner Schriften. Ausgabe des Landes Kärnten. Besorgt von Kurt Goldammer, unter Mitarbeit von Johann Daniel Achelis, Donald Brinkmann, Gotbert Moro, Will-Erich Peuckert, Karl-Heinz Weimann. Klagenfurt 1955.

Nun ist auch im Schweizerischen Buchhandel diese bedeutsame Neuerscheinung erhältlich, mit der das Land Kärnten ein vor mehr als vierhundert Jahren an Paracelsus persönlich gegebenes Versprechen eingelöst hat. Es ist ein stattliches Werk geworden, das schon rein buchtechnisch und ausstattungsmäßig eine freudige Ehrung des Spärbefriedeten darstellt. Inhaltlich sind zwei Teile zu unterscheiden. Der erste enthält die Kärntner Schriften des Paracelsus überhaupt, also nicht nur jene, deren Druck man Hohenheim versprach, und zwar: Die Widmung an die Kärntner Stände, Chronica und Ursprung dieses Landes Kärnten, die sieben Defensiones, ferner: Das ander Buch «Labyrinthus Errantium» genannt, und das Buch von den tartarischen Krankheiten samt der Beschlußrede. Der Anhang bringt textkritische und erläuternde Anmerkungen, auch, nach dem Vorgang und Vorbild älterer Ausgaben, die Erklärung einiger schwer verständlicher Fachausdrücke (von Karl-Heinz Weimann) und Hinweise zur Textgestalt. Im zweiten Teil stehen in die einzelnen Publikationen einführende Arbeiten, die für die Geschichte und den Inhalt der Kärntner Schriften bedeutsam sind, so K. Goldammer: Ueber die Kärntner Schriften und deren Geschichte; W. E. Peuckert: Die Kärntner Schriften im Lebensgang des Paracelsus; G. Moro: Ueber die Kärntner Chronik; D. Brinkmann: Ueber die sieben Defensiones; J. D. Achelis: Ueber den Labyrinthus und das Tartarus-Werk.

Der frühneuhochdeutsche Text des Hohenheimers wird in einer dem heutigen Lesevermögen und Sprachgebrauch leichter zugänglichen Form geboten, wodurch auch dem gebildeten Laien und dem Bibliophilen der Weg zu einigen der bedeutsamsten Schriften des Paracelsus erschlossen wird. In diesem Sinne ist der prächtig illustrierte Band, für den Prof. K. Goldammer, Marburg/Lahn, die Hauptverantwortung trägt, ein schönes Denkmal der Paracelsus-Verehrung. Alle an ihm Beteiligten verdienen unsern Dank.

Ildefons Betschart

Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus: Sämtliche Werke. 2. Abteilung: Theologische und religionsphilosophische Schriften. Hg.: Kurt Goldammer u. a. — Wiesbaden: Steiner-Verlag. Bd. IV (1955): LIII + 347 S., broschiert 38.— DM, Leinen 44.— DM; Bd. V (1957): XX + 255 S., broschiert ca. 28.— DM, Leinen ca. 34.— DM.

Kurzer Ueberblick

Die ersten zwei Nachkriegsbände der großen, von Karl Sudhoff begründeten Paracelsus-Gesamtausgabe liegen nunmehr vor: Band IV und V der

2. Abteilung. Sie enthalten das umfangreichste Werk des Hohenheimers: seinen Psalmenkommentar, der auch noch in den Band VI hineinragen wird. Das ist diesmal ein ganz anderer Paracelsus! Nicht der Mediziner und Naturwissenschaftler, sondern der Sozialphilosoph, der Politiker, der Kirchenkritiker. Auf die Perlenschnur der Psalmenverse reiht Paracelsus Gedanken an Gedanken über die heterogensten Themen. Auslegungen zu biblischen Fakten, Gedanken über religiöse Probleme, offene Ketzereien unter dem Deckmantel theologischer Exegese, scharfe Angriffe gegen die sozialen und politischen Schäden seiner Zeit, Ausfälle gegen Verkehrtheiten aller Art. Die Aufmachung und Ausgestaltung der Werke zeigt in Goldammers 2. Abteilung einige Aenderungen und Verbesserungen gegenüber Sudhoffs 1. Abteilung: bessere, historisch getreuere Textgestaltung entsprechend dem neueren Stand der Editionstechnik; größere Uebersichtlichkeit und Ausführlichkeit der erläuternden Apparate. Im übrigen folgen auch die neuen Bände den bewährten Grundlinien des Altmeisters Sudhoff und wollen, nicht nur äußerlich, Fortsetzung und Vollendung seiner Arbeit sein.

Der Hintergrund der Edition

Hinter diesem neuen Anlauf zur Vollendung der Paracelsus-Gesamtausgabe steht eine ganze Editionsgeschichte. Habent sua fata libelli! Kurt Goldammer hat darüber früher in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet¹. Zu Lebzeiten des Paracelsus konnten nur ganz wenige seiner Werke im Druck erscheinen. Später häuften sich Einzelausgaben. Der kurkölnische Rat Johannes Huser veranstaltete 1589/90 eine Sammelausgabe², die aber nur die gute Hälfte der Paracelsischen Schriften enthielt. Vieles ist überhaupt nur handschriftlich überliefert.

Um 1900 faßte Karl Sudhoff den Plan zu einer großen, kritischen Paracelsus-Gesamtausgabe, die wirklich alle Werke enthalten und alle Quellen vergleichend heranziehen sollte. Sudhoff selbst vollendete die 1. Abteilung dieser monumentalen Gesamtausgabe (medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften) noch vor Ausbruch des 2. Weltkrieges³. Er starb ohne die Vollendung der ganzen Ausgabe erlebt zu haben.

Mit der Herausgabe der 2. Abteilung (theologische, religionsphilosophische und sozialkritische Schriften) hatte Sudhoff den jungen Religionswissenschaftler Wilhelm Matthießen betraut, der 1923 den ersten Band der 2. Abteilung vorlegte, dann aber durch den Tod aus der Arbeit gerissen wurde. Die Leitung liegt jetzt in den Händen des Marburger Religionswissenschaftlers Kurt Goldammer. Eine Reihe weiterer Mitarbeiter und Berater hat die Arbeit in ihren verschiedenen Stadien betreut⁴. Zu den Vorarbeiten gehörten auch die möglichst lückenlose Erfassung der Handschriften⁵ und die textkritische Ueberprüfung der Werke. Deren Echtheit mußte erwiesen, Fälschungen mußten entlarvt, Textunregelmäßigkeiten mußten aufgedeckt werden⁶.

Die Gestaltung der Edition

Die 2. Abteilung der Paracelsus-Gesamtausgabe wird ca. 10—14 Bände umfassen und zerfällt in einige Untergruppen: Bibelkommentare, Sermonen, Essays, dogmatische Schriften.

Für die Textgestaltung ist der oberste Gesichtspunkt ein konservativer: Wahrung des Sprachstandes der Haupthandschriften. Leider sind die Originalhandschriften aus der Feder des Paracelsus oder seiner Famili verlorene, obwohl sie noch Ende des 16. Jahrhunderts im Schloß Neuburg an der Donau lagerten. Die Textgestaltung bleibt somit auf die Abschriften von Kopisten verwiesen. Einige der Kopistenhandschriften fußen direkt auf den Neuburger Originalen. Der Wortlaut dieser ältesten und besten Handschriften bleibt, soweit irgend möglich gewahrt, Wortsatz aus den Nebenhandschriften tritt nur ein, wo unbedingt nötig. Ähnliches gilt für die Gestaltung des Schriftbildes: Erhaltung der sprachlichen Eigentümlichkeit, des originalen Lautstandes der Haupthandschriften. Doch hat sich die Edition von pedantischem, knöchernem Buchstaben-Abdruck freigehalten. Reine Schreibauswüchse der alten Handschriften sind ausgemerzt; aber eben nur soweit, als der Sprachstand dabei unverfälscht bleibt. Die umfänglichen Richtlinien für die Gestaltung des Schriftbildes sollen im Vorwort des Neudruckes von Band I der 2. Abteilung veröffentlicht werden. Sie stammen noch von dem verstorbenen Leipziger Germanisten Alfred Hübner. Einige Beispiele mögen das Prinzip verdeutlichen: «zeugkhnus», «krannckh», «arrtznay», «vfschnufen» erscheinen als «zeug-nus» (nicht zeugnis), «krank», «arznei», «ufschnufen» (nicht aufschnau-fen). Sorgfältig sind doppeldeutige Schreibungen erhalten worden: «vndter», «liecht», «befelhen» erscheinen als «undter» (mhd. under, nhd. unter), «liecht», (mhd. Diphtong -ie-, liecht, nhd. licht), «befelhen» (altes -ch-, noch erhalten in frühnhd. befehl = Befehl). Von Normalisierungen, wie sie Sudhoff in der 1. Abteilung der Ausgabe noch durchführte, hat die 2. Abteilung, entsprechend der neuen Auffassung in der Philologie, fast durchweg Abstand genommen.

Auch die Ausstattung der 2. Abteilung weist gegenüber der 1. Abteilung Fortschritte auf. So sind die Lesarten und erläuternden Anmerkungen vom Schluß der Bände auf die jeweiligen Seiten vorgezogen worden, was die Benutzung sehr erleichtert. Zur besseren Uebersicht erscheinen sie in zwei gesonderten Apparaten. Der Lesartenapparat verzeichnet alle irgendwie bedeutsamen Textabweichungen. Der Anmerkungsapparat bietet einen sehr reichlichen Kommentar. Zum Unterschied von Sudhoffs spärlicheren Erläuterungen in der 1. Abteilung gilt in der 2. Abteilung der Grundsatz, daß prinzipiell alles Schwerverständliche, Dunkle erläutert oder doch erwogen werden soll. So finden sich Erklärungen für alte, mundartliche, unverständliche Worte, für Fachausdrücke aller Zweige, für unklare Personen- und Ortsnamen etc. Reichliches Verweismaterial und Nachweis aller Bibelzitate sind beigegeben.

Die so verbesserte 2. Abteilung setzt nun mit zwei mittleren Bänden ein: Band IV und V. Die ersten Bände folgen später. Die Arbeiten an mehreren Bänden stehen vor dem Abschluß. Die vorliegenden beiden Bände IV und V enthalten das umfänglichste Werk des Paracelsus, seinen Psalmenkommentar, der auch noch Band VI in Anspruch nehmen wird. Dieses bisher noch ungedruckte, vielhunderseitige Werk ist vielleicht ursprünglich noch umfangreicher gewesen. Jedenfalls fehlen die Kommentare zu Ps. 1—74 (Vulgata, Luther 75) in allen Handschriften, und der jetzige Abdruck wird nur die Auslegungen zu Ps. 75 (Vulgata, Luther 76) — 150 bringen. Der Abdruck fußt auf der Handschrift Cod. Pal. Germ. 51, 2^o der Heidelberger Universitätsbibliothek. Vier weitere, mehr oder minder fragmentarische Handschriften treten ergänzend hinzu.

Inhaltlich ist der Psalmenkommentar alles andere als bloße Bibelexegese. Er ist ein Vorwand zum Aussprechen eigener, Paracelsischer Gedanken zu den brennenden Fragen der Zeit. Neben Erwägungen zur biblischen Geschichte stehen neue Definitionen und Durchleuchtungen des Frömmigkeitsbegriffes, stehen Ausfälle gegen den verweltlichten, gewissermaßen antichristlichen Klerus der damaligen Zeit, stehen heftigste Angriffe gegen die Kirche als Institution, gegen ihre Organisation aller Schattierungen (ob zu Rom oder Wittenberg), gegen alle Veräußerlichungen religiöser Handlungen. Dann wieder Front gegen die verkehrte Schulweisheit seiner Tage, gegen die Ewig-Gestrigen, die jeden Fortschritt hemmen; Kampfstellung gegen die Territorialfürsten als Totengräber der Reichsgewalt; Kampfansage aber auch gegen Feudalherrschaft und Frühkapitalismus, gegen Ritter und Pfeffersäcke, die den Armen, den «gemeinen Mann» ausaugen. Die Sympathie des Paracelsus gilt den Bauern, den Arbeitern in den frühen Großbetrieben und Bergwerken. Er erfüllt das Wort «Arbeiter» mit neuem sozialpolitischen Gehalt. Er tritt ein für eine durchgreifende Bodenreform, für die Vergesellschaftung gewisser Produktionsmittel, für gerechte Verteilung des Sozialprodukts, für Anpassung der Einkommen an die tatsächlichen Bedürfnisse, für Unterbindung jeglicher Profitmacherei aus Mehrwert oder Grundrente, für Beseitigung von Pfründen und Privilegien, für Aufhebung der sozialen Unterschiede, für das demokratische Widerstandsrecht gegen entartete Obrigkeiten usw. Ueber allem aber steht die Liebe zum Menschen, der Gedanke der Humanität.

Die nun nach langer Unterbrechung wieder in Gang gekommene Paracelsus-Gesamtausgabe wird eine empfindliche Lücke endlich schließen. Zunächst und zuoberst wird sie zum ersten Male wirklich alle Werke des großen deutschsprachigen Arztes und Philosophen verlässlich vorlegen, handlich vereinigen und greifbar machen. Die Bände der 2. Abteilung werden das Paracelsus-Bild durch neue Züge ergänzen und in die richtige Perspektive rücken, sie werden der Kultur- und Philosophiegeschichte der Renaissancezeit neue Lichter aufsetzen, einen gewichtigen Beitrag zum Verständnis der Religionskrise zur Zeit der Kirchenreformation liefern, der

Geschichte des Sozialismus und der sozialreformerischen Ideen überraschende neue Quellen erschließen, und die deutsche Sprachgeschichte mit wertvollem Forschungsmaterial zur Entstehung der modernen deutschen Schriftsprache versehen.

Bei dem geplanten Editionstempo von ca. 1 Band pro Jahr ist auf eine baldige Vollendung dieser wichtigen Ausgabe zu hoffen. Allen Beteiligten, neben dem Herausgeber, K. Goldammer, vor allem auch den Mitherausgebern, J. D. Achelis-Heidelberg (Medizin, Chemie), H. Bornkamm-Heidelberg (Kirchengeschichte), D. Brinkmann-Zürich (Philosophiegeschichte), P. Diepgen-Mainz (Medizingeschichte), G. Eis-Heidelberg (Sprachgeschichte, Fachsprache), W. Mitzka-Marburg (deutsche Mundarten), gebührt Dank für die Förderung, die sie den vorliegenden Bänden der Ausgabe zuteil werden ließen.

Anmerkungen

¹ Kurt Goldammer: Das theologische Werk des Paracelsus. In: *Nova Acta Paracelsica* 7 (1954), 78 ff.

² Philippus Theophrastus Bombast von Hohenheim, Paracelsus genannt: Bücher und Schriften. Hrg. Johannes Huser. 1589 f.

³ Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus: Sämtliche Werke. 1. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und philosophische Schriften. Bd. 1—14. 1922 ff.

⁴ Vgl. Kurt Goldammer: Das theologische Werk des Paracelsus. In: *Nova Acta Paracelsica* 7 (1954), 78 ff.; bes. S. 83—85.

⁵ Karl Sudhoff: Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. 1894 ff. (Bd. 1: *Bibliographia Paracelsica*; Bd. 2: *Paracelsus-Handschriften*). — Ergänzt von Karl Sudhoff im Vorwort zum I. Bd. der 1. Abt. der Paracelsus-Gesamtausgabe (vgl. oben Anm. 3), S. XXI—XXIX. — Gerhard Eis: Späte Paracelsus-Exzerpte aus unbekannten Handschriften. In: *Centaurus. International Magazine for the History of Science and Medicine* 4 (1955), 148 ff. — Kurt Goldammer führt neu entdeckte theologische Paracelsus-Handschriften im Vorwort zu Bd. IV der 2. Abt. der Paracelsus-Gesamtausgabe mit an auf S. XXI—XXV. — Karl-Heinz Weimann: Neu entdeckte Paracelsus-Handschriften. In *Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften* 41 (1957), 154 ff.

⁶ Vgl. Karl-Heinz Weimann: Einige Paracelsische Werke weniger. In diesem Heft der *Nova Acta Paracelsica*, S. 118 ff.

Karl-Heinz Weimann, Marburg/Lahn

